"1000 Jahre Österreich" : eine volkskundliche Bilanz des Millenniums und der nationalstaatlichen Gegenwart

Autor(en): **Johler, Reinhard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **94 (1998)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-118010

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 94 (1998), H. 1, 21–55

«1000 Jahre Österreich»:

Eine volkskundliche Bilanz des Millenniums und der nationalstaatlichen Gegenwart[1]

Reinhard Johler

Volkskundler, und auch Volkskundlerinnen, sind in der Öffentlichkeit keine besonders auffälligen Menschen. Sie verhalten sich wie andere auch – als allmorgendliche Zeitungsleser und abendliche Fernsehzuschauer, als kritische Staatsbürger und vom Alltag gestresste Konsumenten, als patriotische Fans und interessierte Ausstellungsbesucher. Bei aller Unauffälligkeit im Gehabe aber bleibt doch ein berufsbedingter Überhang an Eigenem zu konstatieren. Ein Überhang nämlich, so hat Tamás Hofer einmal gemeint, mit dem Volkskundler in der eigenen Sprache die eigene Kultur zum Thema machen und ihre Ergebnisse wiederum in der eigenen Sprache den Angehörigen der eigenen Kultur vermitteln. Ein Überhang aber auch, der uns moderne «Geschichtenerzähler» vom Eigenen einmal zu «Alltagsphilosophen» (A. Gramsci) und dann wieder zu nachdenklichen «öffentlichen Herumstehern»[2] (F. Heer) macht.

1. Ein Fest in «rot-weiss-rot»

Am 11. Oktober 1997 hielt Österreich sein sportliches «Erntedankfest» ab: Weissrussland war bezwungen und damit die Fahrkarte zur Fussballweltmeisterschaft nach Frankreich gelöst. Im Stadion, in der Fernsehübertragung und auch in den folgenden Zeitungsberichten war – «Hand aufs rotweissrote Herz» – patriotisch-euphorisches Wir-Gefühl für einen «historischen» Nachmittag angesagt. Reichlich präsente rot-weiss-rote Symbolik in Fahnen, Schals und Gesichtsbemalung fügte sich mit hymnisch-national gestimmter Akustik und siegesgewiss-gemeinschaftlichem Körpergefühl zur Inszenierung und zur Realität eines «nationalen Einigungsfestes» («Der Standard») zusammen. Denn was mit dem Fussballspiel als «Ernte» eingefahren werden konnte, war tatsächlich nationale Bestätigung «life», war ohne Zweifel jenes notwendige und im Alltag zu tätigende «Plebiszit» der patriotischen Zustimmung zu Staat und Nation, das schon einer der ersten Theoretiker des Nationalismus, der Franzose Ernest Renan[3], als notwendige Voraussetzung für den Erfolg dieser Ideologie erachtet hat. Eine andere Tageszeitung, der «Kurier», sah daher nur konsequent mit der erfolgreichen Qualifikation «nationales Selbstbewusstsein» erweckt und bislang trennende – geographische, soziale, mentale und politische – Gegensätze in neuer «Aufbruchstimmung» beseitigt: «Der Begriff Nation definiert sich von selbst. Österreicher muss man sein, in Zeiten wie diesen.» Was so selbstverständlich klang – und im Ton an nationale Propagandaschriften des 19. Jahrhunderts erinnert –, inspirierte auch die «Salzburger Nachrichten»

zu einem euphorischen Titel und zu einem erklärenden Text: «Das Nationalteam siegt – und ‹wir› alle sind stolz»: «Dass es in diesem Stimmungshoch auch zu patriotischen Ausbrüchen kam, sei nicht in Abrede gestellt. Was aber ist eigentlich dagegen einzuwenden, dass zigtausend Zuschauer im Chor ‹Österreich, Österreich› oder das langgezogene ‹Immer wieder, immer wieder Austria› brüllen? Solange die Begeisterung für ein Land auf die Art und Weise, wie es am Samstag in Wien geschah, zum Ausdruck gebracht wird, ist daran nichts gefährlich oder gar verwerflich. Schliesslich definiert sich Österreich als Nation auch über den Sport.»

Man kann diesem Zitat zwei Inhalte entnehmen: eine eigenwillige, durch Sport mitkonstruierte Nationalgeschichte einerseits und die (ein wenig entschuldigende, weil Kritik mitdenkende) Konstituierung einer nationalen Wir-Gemeinschaft andererseits. Und tatsächlich hatte die «Neue Zürcher Zeitung» über einen allzu pathetischen Stadionsprecher geklagt, und auch die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» wusste süffisant daran zu erinnern, dass der österreichische Erfolg auf den in Deutschland eingeübten Legionärstugenden der heimischen Fussballer beruhte. Vor Ort aber wurden diese kritischen Bemerkungen – wie auch der sportliche Kontrahent: die Weissrussen – kaum wahrgenommen. Der bezwungene Gegner – und damit auch die Welt – verschwanden mit dem Schlusspfiff aus dem Bild und aus der kollektiven Wahrnehmung. Die heimischen Fussballer verweigerten selbst den sonst üblichen Trikottausch. Dieses Detail sprach für sich: Rot-weiss-rote Österreicher wollten in diesem Moment auch symbolisch nur mehr unter ihresgleichen sein. Zu solcher Exklusivität gehörte, dass ein aufgeregter Reporter – er hatte schon zu Beginn der Partie zum Mitsingen der Nationalhymne vor dem Fernsehgerät aufgefordert – eine Einladung an seine Zuschauer zurücknehmen musste. In nicht mehr zu bändigendem Wortschwall nach Matchende hatte er nämlich sein Seherpublikum zu einem symbolischen Glas französischen Weines gebeten. Der Zuschauerprotest kam kaum überraschend: Gerade in solch einer Situation des nationalen Hochgefühls, so zahlreiche empörte Anrufer, wäre doch der Genuss von österreichischem Wein angebracht. Zu diesem national inspirierten Produktepuritanismus passte jedoch die erstaunliche Freizügigkeit im Gebrauch nationaler Symbolik nicht. Die siegestrunkenen Fussballer etwa trugen Österreich-Fahnen, die im weissen Feld mit dem Sponsorzeichen der (deutsch-amerikanischen) Automarke Opel bestückt waren; und tags darauf gratulierte gleichfalls in einem in rot-weiss-rot gehaltenen Inserat auch der Getränkeriese Coca Cola und schloss sich begeistert in die österreichische Wir-Gemeinschaft mit ein: «Geschafft! Bonjour Frankreich! Wir kommen!»

Dass dieser offensichtliche Widerspruch nicht wahrgenommen wurde, dass sich rot-weiss-roter Ethnopuritanismus problemlos mit – auch von ausländischen Unternehmungen betriebener – werbemässiger Vermarktung hiesiger nationaler Symbolik verträgt, hat auch mit dem im Jahr 1996 begangenen Millennium zu tun. Und auch der patriotisch-sportliche Überschwang selbst schloss, wie etwa in der bürgerlich-konservativen «Presse» ausgeführt, an die wenig gelungene Jahrtausendfeier an. Das «Kulturland Österreich» müsse, so der Tenor, auf Sport ver-

trauen, um – und hier wird über die nationale Identität die Welt wieder zum Thema – international Bedeutung zu behaupten: «Geschafft: Österreich gilt wieder etwas in der Welt. Zu verdanken haben wir dieses kleine beglückende Wunder keinem Forscher, keinem Kulturschaffenden – diesbezügliche Nobelpreise wurden leider anderweitig vergeben –, schon gar nicht einem heimischen Politiker, dafür fehlt leider das Personal. Nein, die Herren heissen Polster und Stöger und sind von Beruf Fussballer, Profis, versteht sich.»

Eine solche Interpretation hat hierzulande Tradition. Nationales Gefühl[4] – und im Ausland sicher nicht zu Unrecht als Austro-Chauvinismus belächelt – wird in Österreich gerade in manchen Winter- und Sommersportarten kanalisiert und erlebt. Skilegenden und fussballspielende «Wunderteams» geben reichlich Stoff für hochgeschaukelten «Sekundärnationalismus»[5], und in nicht wenigen populärwissenschaftlichen Erklärungen wird im Sport sogar die Wurzel für die österreichische Nationsbildung gesehen. Gern tradierte zeitgeschichtliche Bonmots bestätigen diese Sichtweise: So beendete für kurze Zeit der ehemalige österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky einen akuten Streit um die Nation Österreich mit der Bemerkung, dass, wenn Österreich eine Nationalbank, eine Nationalbibliothek und eine Fussballnationalmannschaft besitze, es wohl auch eine Nation sei. Die Frage aber stellt sich weiter – zum Millennium 1996 und auch während einer Fussballpartie 1997. Dass aber Sport und Popularkultur allemal zuverlässigere Massstäbe für österreichische Identität sind als Geschichte und Jubiläen, wusste auch die vielgelesene «Neue Kronen Zeitung» ihren Lesern mitzuteilen: «Tausend Jahre Österreich: na schön! Ein einziger Nachmittag Polsterstögerreich: viel schöner!!»[6]

2. Bilanz einer Bilanz

Das zitierte, patriotisch und zudem noch lustvoll begangene «Polsterstögerreich» führt ad absurdum, was seit längerem Gewissheit der Historiker ist und auch für Optimismus unter Kulturwissenschaftlern sorgt: Jubiläen, so heisst es unisono, schaffen Identität und tragen – insbesondere in gesellschaftlichen Umbruchzeiten – zu (nationaler) Selbstvergewisserung bei. Gerade die österreichische Gegenwart ist als ein solcher «Schwellenzustand» definiert: Der Fall des Eisernen Vorhanges, der EU-Beitritt, das drohende Ende des Wohlfahrtsstaates sowie die kulturelle und ökonomische Globalisierung sind vielgenannte Stichwörter für eine allgemeine Verunsicherung, für ins Wanken geratene «Weltbilder». Österreich hat seine Stellung neu zu definieren; sozialanthropologisch gesprochen: es muss seinen Raum, seine Zeit und seine Wir-Gemeinschaft in radikal verändertem Umfeld deuten. Historisches «Erbe» wird – wie auch beim österreichischen Millennium nahezu reflexhaft – in solcher Situation bilanziert und damit für eine zukünftige «staatliche Sendung» befragt.

Was derart popularisiertes Allgemeinwissen ist, mag in den frühen neunziger Jahren die politische Entscheidung zur Abhaltung des Millenniums nur unterstützt

haben. Und auch der Grazer Zeithistoriker Helmut Konrad prognostizierte dem millennarischen rooting noch im März 1996 eine «hohe Auswirkung» und eine «enorme» politische Bedeutung. Da der Anlass keiner dezidierten lagerspezifischen Deutung unterliege, werde das Millennium sogar «extrem meinungsbildend» wirken; gesellschaftliche Unsicherheit werde durch den Appell an die Geschichte zu neuer Stabilität finden.[7] Dieser als direkt und nahezu mechanistisch funktionierend angenommene Zusammenhang mag in einer retrospektiven Sichtweise richtig gewesen sein, nach vorne – also zumindest in die österreichische Gegenwart – führte er aber so nicht (mehr): Denn die gewünschte neue Stabilität und das durchgeführte Millennium gehörten zwar – auch als Historikermythos – zusammen, in der Realität fanden sie aber nicht oder nur selten zueinander.

Von Beginn an nämlich bewahrheitete sich, was der Politologe Claus Leggewie bereits 1995 als «Millenniumsdämmerung» am österreichischen Sternenhimmel vorhergesagt hatte: «Wenn Österreich sich feiert, dann klingen die Alarmglocken»[8] – sie ertönten zeitgerecht bereits am 1. Januar 1996. Im Neujahrskonzert hatte zwar der Dirigent Lorin Maazel noch charmant seine Glückwünsche überbracht, aber schon die als Pausenfüller zum 1000-Jahr-Jubiläum gesendeten «Moments of Austria», in denen idyllische Landschaften als ein fremdenverkehrsgerechtes Österreich-Bild in die Welt übertragen wurden, liessen Kritiker aufschrecken.[9] Solche Kritik an Fremdenverkehr und an befürchteter Klischeeproduktion spielte in den Vorbereitungen zum Millennium denn auch eine überraschend dominante Rolle. Schon im Vorfeld war «eventhaftem Abfeiern» eine Absage erteilt und das Millennium als «Korrektiv» zu den befürchteten «folkloristischen und touristischen Spektakeln» programmiert worden. Diese Ängste hatten durchaus reale Ursachen: Die österreichische Tourismuswerbung hatte schon die vorhergehenden Jubiläen – von Mozart-, Wittgenstein-, Freud- bis hin zu Babenberger- und Habsburgeranniversarien – besetzt und erfolgreich zur show umfunktioniert. Und nach der Planung der «Österreich-Werbung» sollte auch das Millennium in tagtäglich schwelgender «Partylaune» begangen werden.[10] In gewisser Weise agierte die halbstaatliche Werbeagentur dabei nicht anders als die Kulturbürokratie: auch diese sah in den Gedenktagen eine günstige Möglichkeit, «zu planen, ohne die Planung begründen zu müssen».[11]

Tatsächlich verfolgen Kulturpolitik und Tourismuswerbung inzwischen – fast zwangsläufig – identische Ziele. Sie positionieren ein Land in einem global gewordenen Konkurrenzkampf, und Jubiläen aller Art schaffen dabei notwendige Erkennbarkeit. Im «Tourismusland Österreich» wird als Reaktion besondere intellektuelle Sensibilität gegenüber Fremdenverkehr und den von diesem produzierten bzw. vertriebenen Nationalklischees geübt: Das Angebot für «Fremde» wird konsequent kulturell abgewertet, und auch die gängigen Stereotypen werden «verfremdet» – sie hätten nichts mit der österreichischen Realität zu tun. Gegenüber dem Millennium ging solche Kritik jedoch weitgehend ins Leere: Zwar hatte sich die Tourismuswerbung für das hohe Jubiläum mit «Jetzt mitfeiern oder 1000 Jahre warten» einen sinnigen Lockspruch ausgedacht, aber «Festlaune» wollte nicht

recht aufkommen. Das zur Verfügung gestellte Budget erlaubte nicht einmal eine eigene Werbelinie, das Millennium wurde halbherzig in das bestehende «Austria imperialis»-Programm integriert, und generell herrschte ohnehin angesichts sinkender Nächtigungszahlen «Katerstimmung». So richtig wollte niemand mit den Österreichern feiern, und auch die Österreicher selbst blieben – wie die stark rückläufige Besucherstatistik der Millenniumsausstellungen zeigte – äusserst zurückhaltend.

Das «Ostarrîchi-Fieber» erwies sich weder im In- noch im Ausland als besonders ansteckend. Um so deutlicher aber trat der an vielbeschworenem «Austromasochismus» leidende «Patient Österreich» in Erscheinung. Schon während des Jahres hatten einzelne – und mit dem Direktor des Kunsthistorischen Museums in Wien sogar prominente – Mitakteure der Feierlichkeiten demonstrativ Distanz zum Anlass gesucht und auf die Krankheitsursachen verwiesen. Die Millenniumsveranstaltungen seien zwar «vielfältig» gewesen, aber auch zu spezialisiert, zu «beliebig, pflichtschuldig» oder sogar «missglückt»: «Das Bemühen um eine ‹würdige› Gedenk- und Bedenkfeier dieses österreichischen Namenstages war von allem Anfang an von (Selbst-)Zweifel, Kritik, Unlust oder mangelnder Bereitschaft bestimmt, die dafür notwendigen Gedanken bzw. die entsprechenden Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Zu einem würdigen und angemessenen Staatsakt konnten sich die dafür verantwortlichen Politiker oder Staatsmänner (-frauen) nicht durchringen – das Sparpaket bot schliesslich genügend Entschuldigungsgründe.»[12]

Was damit insgesamt unter «keinem gutem Stern» stand, wurde zu Jahresende 1996 entsprechend bilanziert. Am 1. Januar 1997 stand in der Wiener Tageszeitung «Kurier» auf der ersten Seite in einer Glosse zu lesen: «Übrigens: 1996 war Millennium. Oder genauer: 1000 Jahre Österreich. Oder genauer: Seit 1000 Jahren ist eine Urkunde erhalten, mit der der deutsche Kaiser (eigentlich: der ostfränkische Kaiser, denn Deutschland gab es noch nicht; er selbst aber nannte sich Kaiser des Römischen Reiches ...) – also, noch einmal zum Luftholen: 996 schenkte Otto III. dem bayrischen Stift Freising einen netten Besitz beim heutigen Neuhofen a. d. Ybbs in einer Gegend, die ‹Ostarrîchi› genannt wurde, was damals etwa ‹wilder Osten› bedeutete. Nebenan kampierten bereits die wilden Ungarn auf einer Gstätten namens Wien. Kompliziert. Sehr fern. Wahrscheinlich deshalb wurde das ‹Ostarrîchi›-Jahr kein rauschender Erfolg. Das Österreich, dessen Wurzeln wir noch in uns tragen, hat sich erst später entwickelt. Das Millennium ist seinen Ruf des ein wenig gewaltsamen Jubiläums nie recht losgeworden, und das wollen wir uns für künftige Feste merken.»[13]

Man mag in der Beiläufigkeit dieses Berichtes heraushören, was tatsächlich kaum zu lösende Probleme geschaffen hatte. Der Millenniumsanlass liess keine plausible Herkunftskoppelung zu einem «Gründungsakt» und damit auch keine einfach nachvollziehbare Geschichtskonstruktion zu. Präziser ausgedrückt: Der konstruierte Charakter der Millenniumserzählung war allzu gegenwärtig. «Ostarrîchi» symbolisiert zudem bestenfalls das historische «Kernland» des heutigen Österreich, es offeriert aber keine territoriale oder auch nur mentale Konti-

nuität für die anderen Bundesländer: Salzburg etwa war 1816 zu Österreich gekommen, das Burgenland erst 1920. Insoweit wurde die Millenniumsbegeisterung in diesen Teilen Österreichs auch kaum erwidert.[14] Und selbst in den Details blieb die «Ostarrîchi»-Erzählung dürftig. Denn die in den Vordergrund gerückte Urkunde enthält zwar erstmals jenen Begriff, der zum heutigen Staatsnamen geführt hat, sie ist aber in ihrer altertümlichen Form nur schwer zu visualisieren, und sie aktualisiert vor allem deutlich ein Herkunftsproblem: Das den Ursprung Österreichs belegende Pergamentkonvolut befindet sich nämlich in einem bayerischen Archiv. Nachdem in den siebziger Jahren Bemühungen – ein wenig demütigend[15] – gescheitert waren, das Dokument als Schenkung in österreichischen Besitz zu überführen, musste die (nationale) Kränkung nun fortgesetzt und die Urkunde im bayerischen «Ausland» ausgeborgt werden, was wiederholt Stoff für kritische Bemerkungen bezüglich einer vermuteten deutschen Hegemonie bot.[16]

Mit solchen eher nebensächlichen Details wollte sich «Die Presse» in ihrer Millenniumsbilanz zu Jahresende 1996 freilich nicht weiter beschäftigen. Unter dem Titel «Ein Flachwurzler namens Österreich» wurde die konstatierte «Jubiläums-Apathie» zum Anlass für heftige Staats- und Systemkritik genommen. Das Land und seine Bewohner seien weder in der Lage sich selbst zu feiern, noch würden sie wissen, warum sie in dieser Form überhaupt eine Existenzberechtigung hätten. Das an «Mangel an nationalem Pathos» krankende Millennium habe dementsprechend keinen «nationalen Mythos» befördert und hätte daher auch für die Zukunft nicht «irgend etwas fürs teure Vaterland» gebracht: «Wer etwa entsinnt sich noch der offiziellen Veranstaltung der Bundesregierung zum Ostarrîchi-Jubiläum? Das kleine Konzert in der Hofburgkapelle war auch kaum der Rede wert. Ferner gab es: einige Ausstellungen mit eher enttäuschendem Zuspruch. Eine dem Jubiläum gewidmete regierungsoffizielle Zeitschrift, die ob des abgedruckten Unsinns, aber auch angesichts der Unlust am Jubiläum schon lange vor dem Ostarrîchi-Jahr eingestellt worden ist. Kulturveranstaltungen, die meist krampfhaft unter das Tausend-Jahr-Motto gestellt worden sind. [...] Viel mehr war da nicht. Bürger, Intellektuelle wie auch Regierung und Medien haben in Wahrheit mit dem Jahrestag nichts anfangen können. Das hängt sicher auch mit dessen banalem Anlass zusammen, einem Grundstücksgeschäft vor tausend Jahren.»[17]

Diese scharfe Kritik am Staat und noch mehr an der Nation Österreich sorgte kurz für Emotionen, denn aufgegriffen wurde sie von einem kleinen Personenkreis von Deutschnationalen, die in Leserbriefen mit den «miesen Erinnerungsfeiern des Millenniums» auch gleich den Bestand einer österreichischen Nation in Zweifel ziehen wollten. Dieselbe Gruppe war auch für die einzige handgreifliche Auseinandersetzung während des Millenniums verantwortlich: Deutschnationale Studenten hatten in einem Festkommers zu «1000 Jahre Österreich» zwar «Respekt» vor der Republik gezeigt, liessen es aber gleichzeitig an deutlichen Hinweisen zum Ganzen der «Deutschen Nation» nicht fehlen. Eine dadurch ausgelöste antifaschistische Kundgebung am Wiener Heldenplatz endete mit mehreren Leichtverletzten. Doch diese Provokationen gingen im allgemeinen Desinteresse ebenso unter

wie «1000 Jahre sind genug»-Appelle oder demonstrativ getragene, auf die Multikulturalität des Landes verweisende «1000 Jahre Tschuschen in Österreich»-T-shirts.

«Lustlos», «enttäuschend», «verkrampft», «banal», «missglückt» – die verwendeten Begriffe bilanzieren das Millenniumsjahr eindeutig. Zustimmende oder gar positive Reaktionen dieser «Generalinventur» (R. Musil) fehlten gänzlich. Und in der Tat standen einer darniederliegenden Tourismuswirtschaft, einem frühzeitig aufgelösten Vorbereitungsbüro (Büro 95/96) und einer heftigen Kritik an der Millenniumsdurchführung nur wenige erfreuliche Ereignisse gegenüber: zahllose Radio- und Fernsehsendungen, eine florierende Austriaca-Buchproduktion, einige finanziell unterstützte Tiroler Dörfer in Brasilien (als Tiroler Millenniumsbeitrag), ein aufgeputzter Ort in Niederösterreich (Neuhofen a. d. Ybbs), einige gepflanzte Millenniumslinden (etwa in Schloss Schönbrunn), wenige Denkmäler und Umbenennungen von Strassen und Plätzen.[18] Und selbst wenn profane Erfolge mitgezählt werden – die Österreicher haben sich inzwischen ein wenig mit Urkundenschrift vertraut gemacht und sind in der fremdsprachlichen Rechtschreibung für die anstehende kalendarische Jahrtausendfeier gerüstet – wurden im Millennium die erwarteten Antworten auf zentrale und stereotyp wiederholte Fragen (auf den ersten Blick zumindest) nicht gegeben. Es mangelte an der Entscheidung, ob das Millennium nun mit Ausrufe- oder mit Fragezeichen[19] zu feiern sei, und es konnte auch keine verbindliche Antwort auf die von den «Salzburger Nachrichten» bereits zu Jahresende 1995 gestellte Frage «Was ist Österreich?»[20] präsentiert werden. Aber eine Gewissheit durfte fast jeder haben – dass man den misslungenen Ausgang schon vorneweg gewusst, zumindest aber geahnt hatte.

3. Über eine (nahezu zwangsläufige) Wiederholung der «Parallelaktion»

Der «Österreichische Rundfunk» gab zum Millennium bei mehreren Autoren Hörspiele in Auftrag. Der prominenteste unter ihnen, Peter Turrini, nahm direkten Bezug: «Millennium – Ein Selbstmord». In diesem Stück, das inzwischen auch im Burgtheater unter dem abgeänderten Titel «Endlich Schluss» uraufgeführt wurde, zählt ein Selbstmörder vor seiner Tat bis tausend. Die zahlenmässige Analogie zum Millennium und damit auch zum Staat Österreich ist überdeutlich und auch nur wenig originell (und wird zum Wohle des Autors hoffentlich bald in Vergessenheit geraten). Denn was im Stück literarisch in wortgewaltiger Rhetorik angetragen wird, ist in Wahrheit längst Alltagswissen: Ein staatliches Jubiläum richtet sich in Österreich meist gegen den Jubilar.[21] Vom «Bedenkjahr» 1988 trug die Republik etwa ein nachhaltiges «Thomas-Bernhard-Syndrom»[22] davon, und auch das Scheitern des Millenniums war von literarischer Deutung durchsetzt. In den Berichten in- und ausländischer Zeitungen[23], in den Prognosen wie auch in den gezogenen Bilanzen fehlte nämlich selten ein Hinweis auf das von Robert Musil beschriebene und bereits 1930 publizierte Vorbild: auf die «Parallelaktion»[24], in der trotz verque-

rer Anstrengungen letztlich erfolglos das siebzigste Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs im Jahre 1918 dem dreissigsten des deutschen Kaisers Wilhelm entgegengehalten werden sollte. Seither, so war 1993 von Mitarbeiterinnen des mit der Planung beauftragten «Büros 95/96» zu lesen, «liegt der Schatten dieser Jubiläumsvorbereitungsvergangenheit» über allen ähnlichen staatlichen Projekten: «Wer das Wort ausspricht, weist sich als literarischer Kenner aus, kann sich ironisch unverbindlich distanzieren und als Prophet österreichischer Unternehmungen hervortun. Fesch samma, kritisch samma und recht wer'ma ham.»[25]

Ironischerweise traf die «Parallelaktion» des Jahres 1996 mit der vorzeitigen Schliessung des «Büros 95/96» genau jene, die dagegen mit Engagement angeschrieben hatten. Doch so plausibel deren Wiederholung im allseits als gescheitert gesehenen Millennium auch sein mag, bei näherer Betrachtung ist sie es nicht. Denn abgesehen davon, dass gerade die behauptete Fortführung der literarischen Vorlage in Konsequenz doch nationale Einzigartigkeit beansprucht und damit – zumindest indirekt – das misslungene Millennium zum Erfolg werden lässt, scheinen auch andere Gründe gegen die negativ abgeschlossene Bilanz zu sprechen. Resümiert man die Kritik, dann fallen vier Punkte besonders auf: Zum ersten wurde der wenig anschauliche und für die Gegenwart kaum bedeutsame Gründungsanlass beanstandet; als zweites orientierte sich die kritische Beurteilung an Wissenschaftlern und Ausstellungsgestaltern, die keine «stimmige» staatliche Geschichte erzählen wollten oder konnten; zum dritten wurde beklagt, dass kein die Bevölkerung verbindendes Fest durchgeführt wurde; und vor allem konzentrierte sich viertens die Kritik an staatlicher Enthaltsamkeit und damit an fehlendem staatlichen Repräsentationswillen anlässlich des Millenniums.

Man kann problemlos die genannten Kritikpunkte in die Republikgeschichte einordnen und wird dabei – wie noch aufzuzeigen sein wird – kaum auf «alte» Gründungsmythologien oder auf demonstrativ gezeigte nationale Pathetik stossen; man kann sie aber ebenso auf die staatliche Gegenwart übertragen – in Österreich und im (weltweiten) Vergleich: Innerhalb Österreichs fällt es – ganz im Gegensatz zum Staat, der eigene «Staatsfeiern» zum Millennium nicht initiieren wollte – den Bundesländern[26] (wie etwa Kärnten 1976), vielen Städten[27] (wie beispielsweise 1995 Krems), ja selbst kleinen Gemeinden nicht schwer, ihr tausendjähriges Bestehen einigermassen harmonisch mit historischer Gedenkschrift und zahlreichen Festen zu begehen. Die entspanntere (Re-)Präsentation regionaler und auch lokaler Identität zeigt nicht nur auf, dass diese politischen Einheiten eine lange Kontinuität ihres selbständigen Bestehens beanspruchen, sondern darüber hinaus mit einer weitestgehend autonomen «Geschichte» auch auf kulturelle Unabhängigkeit vom Staat setzen. Im Millennium wurden diese regionalen, ja sogar lokalen Karten geschickt gespielt. Sinnvollerweise ist daher in der Gesamtbeurteilung das staatlich initiierte Millennium von den regionalen 1000-Jahr-Feiern und von populärer Rezeption, also von «millennarischer Volkshistorie» (C. Leggewie), zu trennen. Und im internationalen Vergleich fügt sich das österreichische Millennium zwar in differente nationale Jubiläumspraxen ein, doch lassen sich bereits in der unvollständi-

gen Chronologie solcher Anniversarien recht einheitliche Trends erkennen. Der wichtigste ist, dass Staaten die «Magie der runden Zahl» nahezu zwangsläufig nutzen: 1976 begingen die USA ihr Bicentennial, 1989 feierten die Franzosen den 200. Jahrestag ihrer Revolution, die Schweiz folgte 1991 mit ihrem 700-Jahr-Jubiläum. 1996 nahm Österreich sein Millennium zum Festanlass, Ungarn als der europäische Altersspitzenreiter konnte zur 1100-Jahr-Feier einladen, und auch das Fürstentum Monaco überzeugte die Welt der Regenbogenpresse von seiner siebenhundertjährigen Existenz. Und 1997 feierte Indien den 50. Jahrestag seiner Unabhängigkeit.

Diese Feiern unterscheiden sich, was Trägerorganisation, Finanzierung und Budgethöhe betrifft, aber auch etwa in bezug auf staatliche Involviertheit oder den Einsatz professioneller Werbeagenturen, deutlich. Und Differenzen sind auch für die konkrete Festpraxis zu notieren: Das dem «national heritage» gewidmete amerikanische Bicentennial etwa litt unter Planlosigkeit, profitierte aber in zahllosen Veranstaltungen von überbordendem Patriotismus, der – von der Privatwirtschaft gesponsert und gefördert – den Anlass zu einem «Buycentennial» machte. Frankreich hingegen setzte einerseits mit dem Festzug «La Marseillaise» und einer Militärparade auf klassische nationale Pathetik und lud am Jahrestag zum Weltwirtschaftsgipfel nach Paris. Andererseits sollte der Ideenwettbewerb «Invente-R-89» sowie mehrere, demonstrative Bauprojekte republikanische Zeichen für die Zukunft setzen.

Trotz aller Unterschiede aber können auch überraschende Übereinstimmungen gefunden werden. Die jeweiligen Festprogramme wiesen mit Feuerwerken, Baumpflanzungen, der Aufführung historischer Stücke und Festtagsreden ein recht ähnliches Repertoire auf. Zudem wurden zu fast allen Anniversarien zahlreiche Ausstellungen organisiert und Forschungsprogramme initiiert, in denen sich – als weiterer Gemeinsamkeit – nationale Mythologien einer kritischen Befragung aussetzen mussten. Und letztlich war auch allen Jubiläen gemeinsam, dass ein Teil der Bevölkerung den Veranstaltungen mit Lustlosigkeit, Kritik oder gar Opposition gegenübertrat. Nationaler Konsens war nicht nur in den USA kaum mehr herstellbar. Dort hatte etwa die «Peoples Bicentennial Commission» mit Gegenveranstaltungen auf die pluralen ethnischen Identitäten der Amerikaner – und damit auf die Vielzahl der notwendigerweise zu erzählenden, einander auch widersprechenden «narrations» – hingewiesen.[28]

Diese Beispiele belegen, dass Staaten in der Gegenwart von nahezu identischen Problemen betroffen sind – und zwar unabhängig davon, ob ihr Gründungsmythos überzeugend und ihre nationale Pathetik präsent, oder – wie etwa auch im Falle Österreichs – kompliziert und wenig ausgeprägt sind. Und diese Probleme manifestierten sich eben am deutlichsten in originärem staatlichen Ritualhaushalt: Der Wiener Sozialhistoriker Michael Mitterauer hat eindrucksvoll die Entstehung dieser nationalstaatlichen Festkultur der Moderne – von den Wurzeln des jüdischen Festwesens und christlicher Memorialkultur über die vorbildgebenden «civic rituals» der venezianischen Dogenrepublik im geschichtsmächtigen Kult des Nationa-

len im 18. und 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt findend – nachgezeichnet.[29] In der Gegenwart aber, so scheint es, verkehrt sich staatliche Fest- und Jubiläumskultur in ihr Gegenteil: Nicht mehr Legitimation wird hergestellt, sondern bestehende Probleme werden weiter zugespitzt. Die «Magie der runden Zahl» wandelt sich zu einem bedrohlichen, jedenfalls kaum erfolgversprechenden «Diktat».

In seiner «Volkskunde der Schweiz» hat Richard Weiss «Staatsfeste» zwar separiert behandelt, sie letztlich aber doch in seiner aufgeschlossenen Art in den Brauchtumskalender eingebunden.[30] Jubiläen können derart als eine Art von «Lebensbrauchtum» eines Staates gesehen werden, so wie Nationalfeiertage zu seinem «Jahresbrauchtum» zu zählen sind. Eine solche Interpretation entspricht durchaus populärem Analogiedenken. In kollektiver Vorstellung und in der Alltagssprache wird die abstrakte Rechtsinstitution des Staates «personalisiert» und mit einer Biographie versehen. Verbreitete Sprachbilder zum Staat und noch mehr zur Nation unterstützen diese Sichtweise: «Junge Nationalstaaten» werden als wankelmütige und unsichere Gesellen gesehen, während man die «alten» gerne mit der Weisheit der Reife gesegnet sieht und als gefestigt-ausgeglichen bezeichnet.

Eine intensiver betriebene Sammlung von populärem Staats- und Nationsverständnis würde zu erstaunlichen Ergebnissen führen, doch für den hier behandelten Kontext genügt eine Bemerkung: Dass Staaten ihre hohen «Geburtstage» feiern, entspricht nicht nur eigener Logik, sondern auch verbreitetem Denken. Wenn aber dieses Begehen der eigenen Geschichte nur mehr in krisenhafter Form möglich ist, stellt sich die Frage, ob bloss der staatliche «Jubiläumsgedanke» veraltet ist oder ob nicht die Krise staatlicher Repräsentation den Staat selbst trifft? Denn es ist wohl unbestritten, dass kein vergleichbares Ordnungs- und Orientierungssystem in der Gegenwart derart in Bewegung geraten ist wie eben der Staat.

Volkskundlich gesprochen, lohnt es sich, über die Behandlung von «Staatsfesten» den Staat selbst – in einer «Ethnographie des Staates» – zum Thema zu machen. Der Millenniumsgedanke bietet dafür sogar ein gewisses Vorbild: Das ungarische Millennium 1896 brachte nicht nur schnell einen eigenständigen ungarischen Staat hervor, sondern war auch ein wichtiges Jahr für die Etablierung der ungarischen Volkskunde.

4. 996 – «Ostarrîchi '46» – 1996

Auch wenn bedeutende Unterschiede nicht übersehen werden sollen, fügte sich das österreichische Millennium 1996 doch markant in einen seit längerem beobachtbaren Trend ein, der (national)staatliches Festrepertoire zunehmend als «unzeitgemäss» und wenig konsensfähig erscheinen lässt. Doch in der hierzulande geübten Kritik spielte eine internationale Einordnung keine Rolle – im Gegenteil: Die behauptete Wiederholung der Musilschen Parallelaktion bestätigte nur ein weiteres Mal eine stereotyp geäusserte Sichtweise: Der Staat Österreich habe we-

der die Möglichkeit noch die Mittel, sich selbst zu «begehen». Diese allgegenwärtige Interpretation wurde deutlich von zeitgenössischen Erinnerungen geprägt. Die Jubiläen 1988 («50 Jahre Annexion») und 1995 («50 Jahre 2. Republik») hatten nur wenig Gemeinschaftsstiftung zugelassen: Sie beförderten sogar – in Zusammenhang mit besonders ausgebildeter wissenschaftlicher und populärer Jubiläumskritik[31] – nationale Selbstzweifel nur weiter.

Wenn so bei intellektuellen Kritikern von einer originären Tradition gescheiterter staatlicher Selbstinszenierung Österreichs die Rede war, zeugt dies jedoch vor allem von der kaum befragten Dominanz dieser Interpretation – und von einem recht kurzen historiographischen Gedächtnis: Denn 1996 wurde in Österreich zwar nicht die Musilsche «Parallelaktion» wiederholt, wiederholt wurden aber – (in gewissem Sinne) und der amerikanische Historiker John B. Freed hat den Anlass zurecht als «zweites» Millennium[32] bezeichnet – die äusserst erfolgreichen 950-Jahr-Feiern des Jahres 1946. Diese aber waren fünfzig Jahre später, sieht man einmal von den Erinnerungen der «Wiederaufbaugeneration» ab, in wissenschaftlicher Forschung kaum mehr präsent und wurden erst erstaunlich spät von Historikern «wiederentdeckt»[33] – eine Ausblendung, die nicht zufällig war, denn eine auf den Nationalsozialismus konzentrierte hiesige Zeitgeschichtsforschung sah in diesen Feiern sowieso nur eine erste «Lebenslüge» des jungen Staates.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit 1946 hatte das Unterrichtsministerium die erstmalige urkundliche Nennung des Namens Österreich im Jahre 996 zur Durchführung der Aktion «950 Jahre Oesterreich» zum Anlass genommen. Dabei bekam die 1893 publizierte und seither nicht besonders wichtig genommene «Ostarrîchi-Urkunde» eine vollkommen neue Deutung für die «Stärkung des österreichischen Kulturbewusstseins und eines österreichischen Staatsgedankens» unterlegt: Die gerade wiedererstandene Republik nobilitierte sie zum «Taufschein», Österreich feierte in diesem Jahr seinen «Geburtstag», Neuhofen a. d. Ybbs wurde zur «Wiege» Österreichs erkoren. Eine Läuferstaffel brachte sogar eine Abschrift der Ostarrîchi-Urkunde von Neuhofen a. d. Ybbs nach Wien; Sportveranstaltungen, ein Jugendtag, Theateraufführungen, ein Trachtenfestzug, eine «Österreichwoche» der Schüler und mehrere offizielle Festsitzungen ergaben ein buntes Programm, das die von den «Besatzungsmächten» geteilte Republik kulturell und durch ubiquitäre rot-weiss-rote Beflaggung auch optisch zusammenfügte. Da aber staatliche Symbolik – es fehlte etwa eine Bundeshymne – noch nicht entwickelt war, mussten Ikonen der Hoch- wie auch der Volkskultur gegenüber den Alliierten und den Einheimischen die kulturelle Dauerhaftigkeit Österreichs belegen. Eine solche Kontinuität und damit auch die Behauptung von Eigenstaatlichkeit liess sich am plausibelsten durch den Verweis auf eine österreichische «Eigenkultur» argumentieren und präsentieren.[34] Prominente – allerdings nicht zur Mitwirkung eingeladene – österreichische Volkskundler bekräftigten diese Deutung: Viktor (von) Geramb etwa meinte, in «tausendjähriger Volkskultur» den «Urgrund – eben de[n] Mutterboden – des Österreichertumes»[35] vermuten zu können. Und auch Leopold Schmidt sah die propagierte österreichische «Eigenart» im «Stoff» und in der «An-

schauungsweise» der Volkskunde repräsentiert – um gleichzeitig nicht mit Kritik an «annalistisch» konstruierter «Vergangenheit Österreichs» zu sparen, die zu «peinlicher Einhaltung des Datums von 996» geführt habe. Diese Bemerkung war gegen jene wortführenden Historiker gemünzt, die in «vollständiger Einseitigkeit» sich bis Kriegsende im «grossdeutschen Fahrwasser»[36] bewegt hatten, nach 1945 jedoch – anscheinend bruchlos – zu «Konstrukteuren Österreichs»[37] mutiert waren. Dabei entsprach diese intellektuelle Neuorientierung zunächst nur einem, eher von der katholisch-konservativen «Österreichischen Volkspartei» propagierten Elitenkonsens, der zudem noch auf eine starke parteigebundene Segmentierung in der Bevölkerung gestossen war. Doch wenn in den Ansprachen vom «wahren tausendjährigen Reich» die Rede war, sollte darin nicht nur ein Reflex auf das nationalsozialistische «tausendjährige Reich» gesehen werden, sondern vor allem eine staatliche wie nationale «Geburtsstunde», die mit einem tausendjährigen Geburtsmythos legitimiert werden sollte.

Dieser zunächst am Namen orientierte Geburtsmythos passte in die Zeit. Die Bezeichnung «Österreich» war während der nationalsozialistischen Herrschaft verboten gewesen. Sie derart in den Vordergrund zu spielen, liess einerseits nationalsozialistische Involviertheit ebenso vergessen wie die weitestgehend freiwillige Selbstaufgabe des Staates 1938: Österreich konnte sich als unschuldiges Opfer und nicht als Täter definieren. Andererseits aber bot der Bezug auf ein «anderes 1000jähriges Österreich» die Möglichkeit, Dauer und Festigkeit der Bevölkerung unter Beweis zu stellen. Der «wahre» Österreicher und damit auch der österreichische Staat wurden entsprechend der behaupteten Herkunft als «klein» und in ihrer Geschichte als «völkerverbindend» und «friedliebend» mit ewig anmutender Identität moduliert. Da der Begriff «Ostarrîchi» zudem mittelalterlicher Volkssprache entstammte, konnte das Bedürfnis nach Eigenstaatlichkeit zu Volkes Anliegen gemacht werden.

Tatsächlich können die Feiern des Jahres 1946 als Geburtsstunde des österreichischen Staates und noch mehr als Geburtsstunde der österreichischen Nation bezeichnet werden. Als plausibles Modell des «learning to belong» führten sie zu einem österreichischen Staats- und Nationsbekenntnis, das heutzutage selbst im europäischen Vergleich keinen Vergleich zu scheuen braucht. Dabei war der Geburtsmythos inhaltlich offen, wenig präzis und enthielt zudem weder eine genaue Herkunftsbestimmung noch eine historische Zielgerichtetheit. Österreich war – was auch in die politische Rhetorik etwa in proklamierter «immerwährender Neutralität» Eingang fand – in der unkonkreten longue-durée seiner Geschichte aufgehoben.

Die Fortführung dieser unpathetischen und von keinen Gründungsheroen bzw. von wenig präzisen Geschichtsmythen geprägten Ostarrîchi-Erzählung[38] im Millenniumsjahr 1996 stellt eine erste, auffallende Kontinuität dar – eine Kontinuität allerdings, die eben nur in die unmittelbare Nachkriegszeit zurückführt. Eine zweite Kontinuität lässt sich für die «Wiege Österreichs», für den Marktort Neuhofen a. d. Ybbs, festhalten. Am 27. Oktober 1946 wurde dort unter Anwesenheit

des österreichischen Bundeskanzlers und des niederösterreichischen Landeshauptmanns ein Gedenkstein enthüllt. Die Marktgemeinde hielt seither, wenn auch lokal begrenzt, die Ostarrîchi-Idee mit weiteren Gedenkveranstaltungen und Ausstellungen hoch. Sie wurde dabei – was eine dritte Kontinuitätslinie markiert – von der ÖVP-dominierten, konservativen niederösterreichischen Landesregierung gefördert. Deren Unterstützung erhielt in den achtziger Jahren allerdings eine deutlich neue Orientierung. Die politischen Eliten Niederösterreichs begannen in dieser Zeit – was sich später auch in der Gründung der neuen Landeshauptstadt St. Pölten dokumentierte – ein entschiedeneres Landesbewusstsein zu propagieren, und die regionale Ostarrîchi-Tradition bot dafür einen idealen Anlass: Niederösterreich konnte sich als selbstbewusstes «Kernland» Österreichs zeigen, auf dessen Initiative erst die österreichischen Bundesländer im Jahre 1992 beschlossen hatten, im Rahmen des Millenniums eine gemeinsame Ostarrîchi-Ausstellung in Neuhofen a.d. Ybbs durchzuführen. Dieser besondere regionalpolitische Aspekt leitet zum vierten Kontinuitätsaspekt über. In einem eher kleinen Umfeld liberal-konservativer Wiener Intellektueller war die identitätsstiftende Wirkung der 950-Jahr-Feier noch präsent. Doch erst die 1987 realisierte Regierungsbeteiligung der ÖVP im Rahmen der «grossen Koalition» bot in der Person des Wissenschaftsministers und Vizekanzlers Erhard Busek[39] auch die Möglichkeit, die eher an diese Partei gebundene Erinnerung erneut zum staatlichen Festprogramm des Millenniums 1996 zu machen. Diese Entscheidung sollte nicht ohne Auswirkungen auf die Geschichtsdeutung und damit auch auf die Jubiläumskultur der neunziger Jahre bleiben.

Mehrere Gründe sprachen Ende der achtziger Jahre für die staatlich inszenierte Durchführung des Millenniums. Einerseits war für das Jahr 1995 die – dann allerdings per Volksentscheid abgesagte – EXPO in Wien und Budapest projektiert. Im selben Jahre sollte Österreich das Schwerpunktthema der Frankfurter Buchmesse darstellen. Und zudem jährten sich «50 Jahre 2. Republik» und «40 Jahre Staatsvertrag». Andererseits wurde, bedingt auch durch den Fall des Eisernen Vorhanges, mit zunehmender Intensität ein Beitritt Österreichs zur EU und zur NATO debattiert. Dabei wurde aber mit der Neutralität eine der Grundfesten des österreichischen Selbstverständnisses in Frage gestellt. Die Jubiläumsjahre 1995 und 1996 sollten nun helfen, den Weg aus der Vergangenheit in eine europäische Zukunft zu finden. Doch genau an diesem Punkt gingen die Vorstellungen der beiden Regierungsparteien diametral auseinander: Die EU- und NATO-kritischen Sozialdemokraten hielten an der Neutralität fest. Zu diesem Zweck hatten sie die Erinnerung an die durch den «Staatsvertrag» gewonnene Eigenstaatlichkeit inhaltlich belegt: ihr Jubiläumsjahr fand 1995 statt. Die EU- bzw. NATO-freundliche und die Neutralität zur Disposition stellende ÖVP hingegen setzte für die Behauptung ihrer Interessen auf die Langzeitsperspektive des Millenniums. Mit einer Thematisierung der europäischen Rolle Österreichs sollten historische Bezüge einem aktuellen Zwecke dienen.

Die mit viel Elan angetragene, inhaltlich aber wenig konsistente und sich sogar widersprechende grosskoalitionäre Konzeption der Jubiläumsjahre 1995 und 1996

fand in den Folgejahren aber überraschend doch noch zusammen. Es sprach viel dafür, das zeitgeschichtliche Minenfeld des Jubiläums 1995 mit der ideologiefernen Langzeitperspektive des Millenniums zu entschärfen und die kritische Eigensicht auf die 2. Republik mit einem weitschweifenden und grenzüberschreitenden Blick in die Vergangenheit zu neutralisieren: Die beiden Erinnerungsjahre sollten, in einem inhaltlichen «Kombipack» (W. Kos) verbunden, gemeinsam in grosskoalitionärer Geschichtsdeutung gefeiert werden.

1991 fasste daher die österreichische Bundesregierung den Beschluss zur Durchführung des Millenniums. Eine eigens eingerichtete Arbeitsgruppe, die mit Vertretern der betroffenen Ministerien besetzt wurde, sollte dafür inhaltliche Vorschläge ausarbeiten. Ein Jahr später wurde das von jungen Sozialwissenschaftlern betriebene Wiener «Institut für Kulturstudien» mit der Koordination der vielfältigen Aktivitäten und der Weiterentwicklung des Programms beauftragt. Das zu diesem Zweck gegründete «Büro 95/96» stellte 1993 in einer eigens gegründeten Zeitschrift seine engagiert konzipierten «Leitlinien»[40] vor, die hier im Detail nicht ausgeführt werden müssen: Sie fielen nämlich, wie auch zu Beginn 1995 das «Büro 95/96» selbst, weitestgehend dem «Sparpaket» der Bundesregierung zum Opfer.[41] Es lohnt aber, kurz zu betrachten, was unter dem Motto «AUFbrüche – Österreich geht weiter» als Programm der modernen «gnadenlos Guten» – so der Schriftsteller Antonio Fian – geplant war. In einer Vielzahl kleinerer, aber innovativer und längerfristig wirksamer Projekte sollten die beiden Jubiläumsjahre den Anlass zu kritischer Selbstfindung bieten; Positives wie Negatives wollte thematisiert, demokratische und kulturelle Defizite sollten benannt und Österreich als kulturelles «Transferland» präsentiert werden. Dabei wurde «Zurückhaltung gegenüber staatlichem Pomp» empfohlen, sollte doch das Millennium nicht in «überkommenen Formen», sondern in «republikanischer und zeitgemässer Art» mit dem Ziel durchgeführt werden, «republikanisches Selbstverständnis zu überprüfen».

Gerade dieser in den «Leitlinien» oft wiederholte Appell, mit dem eine originäre «republikanische Formensprache» eingefordert wurde, verdient Beachtung: «Eine republikanische Festkultur anlässlich staatlicher Jubiläen aber» – so stand dort näher ausgeführt – «darf sich nicht in primär repräsentativen Akten erschöpfen. Freilich soll sie sich genausowenig in entweder überholte Formen der Volksbelustigung oder sonst gängige, der Freizeit- und Tourismusindustrie entlehnte Formen der Unterhaltung flüchten. Daher ist über gezielte, ernstzunehmende und wahrnehmbare Festzeichen nachzudenken, die der Jubilar selbst, also der Staat Österreich und seine Einrichtungen, für seine Bürger setzen kann.» Die präsentierten Ideen blieben freilich mit Preisnachlässen bei Staatsbetrieben und Amnestien ähnlich dürftig, wie auch die mit Elan vorgetragene Forderung nach einem «republikanischen Fest» wenig orginell war: Unter dem Motto «Die Welt in Österreich, Österreich in der Welt» sollte keine, die bekannten Österreichklischees verfestigende, nostalgische Feier abgehalten, sollte «österreichische Tradition» allein durch den Ort repräsentiert werden, wurde für Design und Dramaturgie sogar eine zeitgenössische, internationale und weltoffene Ausrichtung angestrebt und wollte

so wohl nicht die österreichische Bevölkerung, sondern primär ein internationales Publikum in dieser Feier angesprochen werden.[42]

Ein solch elitärer Zugang verband sich mit vorgetragener intellektueller Skepsis gegenüber der Geschmackskultur der Bevölkerung zu einer Ablehnung von negativ bewerteten Spektakeln und inszenierten staatlichen Feiern. Das vom «Büro 95/96» projektierte «republikanische Fest» hat jedoch – wie wir sehen werden – nicht zufällig in dieselbe Sackgasse geführt, die auch andere Intellektuelle ratlos zurückliess: «Wie also tausend Jahre Österreich angemessen feiern?», fragte sich etwa im Vorfeld des Millenniums der Wiener Philosoph Konrad Paul Liessmann. Seine provokant gedachte Antwort: Ohne «intellektuellen Krampf», ohne «sauertöpfische Einstellung», mit optimistischem Zukunftsblick die «Dinge nehmen, wie sie sind»; mit einem «lustvollen Bekenntnis» gar «innezuhalten und sich zu freuen, dass es uns als Staat noch gibt», und keinesfalls in jene «zum Ritual» gewordene «Anstrengung» zu verfallen, «sich bis zur Besinnungslosigkeit zu besinnen.»[43] Doch trotz euphorisch angetragenem «Jauchzet! Frohlocket!», wie der Titel eines anderen Artikels von Liessmann lautete, konnte auch er auf die Frage, warum gerade «Tausend Jahre Österreich – ein Grund zum Jubeln?» seien, keine klare Antwort geben. Und seine Vorschläge für eine Festgestaltung waren ebenfalls schlicht von wenig Originalität und einem aus dem 19. Jahrhundert stammenden Formenrepertoire geprägt.[44]

5. Von staatlicher Enthaltsamkeit, fehlender Pathetik, republikanischer Kultur und der Kritik an hiesiger «Staatsfolklore»

Doch die Frage nach dem Inhalt, der beim Millennium begangen werden sollte, blieb auch 1996 weitgehend offen. Manche Begrifflichkeiten halfen ein wenig, diffuse historische Erklärungen zu konkretisieren: Das Millennium sollte nicht als Feier des tausendjährigen Österreich, sondern als Anniversarium des tausendsten «Namenstages» abgehalten werden.[45] Doch hatte – und das machte die Ausgangssituation wieder komplexer – Österreich bereits mehrere Tausendjahrfeiern mit wechselnden, aber nicht zufällig gewählten «Geburtsstunden» begangen. Als die Ostarrîchi-Urkunde 1893 erstmals publiziert wurde, stiess sie gerade darum auf wenig Interesse, weil damals 791 als das eigentliche «Gründungsjahr» und Kaiser Karl der Grosse als der «Gründungsvater» Österreichs angenommen wurde. Und eine 900-Jahr-Feier «Ostarrîchi» 1896 hätte zudem noch einen peinlichen Altersrückstand des «kulturbringendes Volkes» gegenüber den Ungarn, die in diesem Jahr eben ihr Millennium gross inszenierten, offenbart. Österreichische Zeitungen sahen in dieser Feier sogar einen «Millenniumsschwindel».[46] Trotz dieser Kritik häufte sich aber seither millennarisch inspirierte Herkunftssuche auch in Österreich, vom weitverbreiteten Topos einer tausendjährigen Habsburgerherrschaft[47] nur verstärkt. 1906 beispielsweise hielt der Historiker Josef Lampl einen Vortrag mit dem Titel «Elfhundert Jahre Österreich». Und siebzig Jahre später, 1976, war

mit der Ausstellung «1000 Jahre Babenberger in Österreich»[48] ein Millennium tatsächlich schon gefeiert worden – wobei derselbe Anlass freilich auch vom nazistischen «Deutschen Kulturwerk» als «Tausend Jahre Deutsche Ostmark» begangen worden ist.[49]

Staatliches Engagement zum Millennium verfolgte derart mit Sicherheit auch das Ziel, ordnend zu wirken – ordnend nämlich gegenüber ideologischer Besetzung des inhaltlich offenen Anlasses einerseits und strukturierend gegenüber einer befürchteten Lawine von Festveranstaltungen andererseits. Und zudem war das Millennium nicht – wie sonst nahezu alle Jubiläen – dezidiert parteipolitisch besetzt. Es verwundert daher nicht, dass der Staat die selbstdiagnostizierten kulturellen Ressourcen des anstehenden Millenniums in «warme» nationale Botschaften zu münzen suchte. Doch nach kurzem engagiertem Beginn erlahmten – wie erwähnt – infolge eines gerade geschnürten «Sparpaketes» finanzielles Engagement und zeremonielles Wollen schnell. Eine teure Feier wäre mit Sicherheit auf die Kritik der Bevölkerung gestossen, und damit geriet auch die vom Millennium erwartete Identitätsstiftung schnell in Zweifel: Wenige und beiläufig klein gehaltene Staatsakte waren das dürftige Ergebnis.

Patriotisch gestimmte Leitartikelschreiber haben diese demonstrative, manchmal schon hilflos anmutende staatliche Enthaltsamkeit zum Millennium scharf kritisiert. Doch überraschender war, dass manche Intellektuelle die staatliche Abstinenz geradezu in ihr Gegenteil verkehrten. Der Wiener Philosoph Rudolf Burger etwa sprach in einer Abwägung der Pro- und Contra-Mythen zu Österreich von «Staatsfolklore».[50] Und im November 1996 wurde auch im Kulturteil der «Presse» Innenleben und Aussendarstellung der Nation auf einen ähnlichen Punkt gebracht: «1000 Jahre Österreich» sei zu verstehen als «ein zur Volkskultur hochstilisiertes Klischee oder gar als eine leere Phrase»[51].

Die begriffliche Verwendung von «Folklore» und «Volkskultur» stellt gleich mehrere inhaltliche Bezüge her. Freilich nicht gemeint war damit, was am Naheliegendsten gewesen wäre: Die «Neue Zürcher Zeitung» hatte in einer Sonderbeilage zum «Vielgestaltigen Österreich» von der grossen, ja spielerisch anmutenden Leichtigkeit zu berichten gewusst, mit der «Festivitäten sonder Zahl» gefeiert würden.[52] Und wenn es auch in der Tat zum Millennium 1996 nicht zu wenig – und hin und wieder auch kritisierte – Folklore gab, die Wahrheit war etwas bescheidener. Volkskultur gehört zwar zum Symbolschatz der österreichischen Nationalkultur, wirklich konsensfähig ist sie aber – im Gegensatz zur Selbstdarstellung der Bundesländer – nicht.[53] Und vor allem bedeutet der Begriff Folklore in Österreich in offizieller und intellektueller Deutung ein kommerzialisiertes und provinziell anmutendes Erbe, das als von volkstümlicher Inhaltslosigkeit geprägt angesehen wird. Die Repräsentation des österreichischen Staates ist jedenfalls seit den siebziger Jahren in spürbarer Distanz zur Folklore vonstattengegangen. Was war daher mit der Kritik an «Staatsfolklore» gemeint? Zum einem zitiert der Begriff osteuropäisch-kommunistisch verordnete Symbolnutzungen[54], denn angesprochen wird dadurch ein im europäischen Vergleich wenig entwickeltes demokratisches Staats-

wesen, das im rückständigen «östlichen» Kontext verortet wird. Zum zweiten meint der Begriff, dass eigene staatliche Geschichte als wenig glaubhafte Erzählung tradiert werde und dass daher nationale Gegenwart zu inhaltsleerer, in sich leicht zusammenbrechender Folklore verkommen sei. Und zum dritten wird mit «Staatsfolklore» ein vormodernes, ideologisch unterwandertes Repertoire angesprochen: Der als Pausenfüller zum «Neujahrskonzert» gesendete Film «Moments of Austria» wurde vom Schriftsteller Robert Menasse als austrofaschistisches, in Nazi-Ästhetik verwirklichtes Produkt einer «Millenniums-Wollust» gesehen, das als «Ausdruck der realen und politischen Verfasstheit Österreichs» zu interpretieren sei.[55]

Damit aber hatten sich nicht ganz zufällig rechte und linke Kritiker an einem Punkt getroffen: Der Staat trat während des Millenniums für erstere zu wenig pathetisch, für letztere zu wenig entschieden republikanisch in Erscheinung. Aber Pathetik und Patriotismus sind – zumindest in den klassischen, im 19. Jahrhundert entwickelten Formen der Symbolik – in Österreich nicht konsensfähig.[56] Die von Intellektuellen eingeforderte «republikanische Kultur» war schon vorher – bei Denkmal- und Baukultur, aber auch bei der Neuanschaffung von «republikanischem Geschirr»[57] – nur mit grössten Schwierigkeiten realisiert worden. Und auch zum begeisterungslos durchgeführten und «eher brav und blässlich» verlaufenen Gedenkjahr 1995 wurde der weitestgehend abstinente Staat durch den «Österreichischen Rundfunk» als Veranstalter und durch Künstler als Ideengeber für ein grosses «Fest der Freiheit» ersetzt: «Wenn den Mächtigen der Zweiten Republik zu dieser nichts mehr einfällt oder aber ihre Botschaft im Zeitalter der Medien nicht mehr ankommt, dann überlassen sie den Heldenplatz den Entertainern: André Heller und dem ORF. Die Republik als Spektakel, das Fest als TV-Show, Österreich als Inszenierung der Stars.»[58]

Doch so gänzlich neu, wie sie im zitierten Bericht eines österreichischen Nachrichtenmagazins angesprochen ist, war diese staatliche Vorgehensweise nicht. Dies zeigt etwa die Geschichte des österreichischen Nationalfeiertags, die als Vorgeschichte auch des Millenniums das Potential markiert, das dem Staat zur Inszenierung seiner selbst quasi als repräsentative Normalität überhaupt zur Verfügung steht. 1955 anlässlich der Unterzeichnung des «Staatsvertrages» erstmals als «Tag der Fahne» abgehalten und erst 1965 zum «Nationalfeiertag» mutiert, ist der 26. Oktober nie zu einem patriotischen «Volksfest» geworden. Der Staat bestimmte das offizielle Geschehen, die Bevölkerung aber war nur als passiver Zuschauer beteiligt, und derart blieb der Nationalfeiertag ein «synthetischer» Anlass. In den siebziger Jahren zog sich der Staat aus seiner bestimmenden Rolle zurück, der Tag sollte «gelassener» begangen werden. Doch auch der zu dieser Zeit eingeführte «Volkswandertag» mobilisierte nur wenig patriotische Gefühle. Der österreichische Nationalfeiertag ist bis heute kein «gewachsenes» staatliches Fest, er ist von Symbolen staatlicher und militärischer Würde geprägt und im übrigen meist der Termin für Historiker-Symposien.[59]

Zum Millennium fand diese staatliche Strategie ihre Fortsetzung, denn es wurde gleich doppelt delegiert: Delegiert erneut in die Wissenschaft und verlagert auf die

regionale Ebene der Bundesländer, manchmal sogar auf die lokale der Gemeinden – für einen zentralistisch organisierten Staat wie Österreich jedenfalls eine doch auffallende, wenn auch nicht ganz zufällige Bereitschaft zur Verlagerung. Die Bundesländer sehen sich als das eigentlich stabile und historisch dauerhafte Fundament des Staates; und kulturell entsprach die Delegation ohnehin einem generalisierten Habitus im Umgang mit nationaler Geschichte, denn die Orte des historischen Gedächtnisses wurden in Österreich in diesem Jahrhundert ins Dörflich-Heimatliche versetzt; der geographische Ursprung wird daher in diesem Konkurrenzentwurf zum urban-modernen Staat nicht in Wien, sondern in einem mit Marktrecht versehenen, bäuerlichen Dorf in Niederösterreich lokalisiert.[60] Und genau dort und in der niederösterreichischen Hauptstadt St. Pölten wurde mit der Bundesländer-Ausstellung «Menschen – Mythen – Meilensteine»[61] der zentrale Akt durchgeführt.

Neuhofen a.d. Ybbs stand 1996 tatsächlich im Zentrum des öffentlichen Interesses. Und nicht wenige journalistische Feldforschungen wurden bei den Ursprungsösterreichern durchgeführt[62] – mit zuweilen skurrilen Ergebnissen von Fremdsicht und Selbstinszenierung allerdings. Ein pfiffiger Bürgermeister hatte mit zahllosen Aktivitäten seine Gemeinde gefordert, Neuhofen hatte sich herausgeputzt, mit Fahnen und Blumen geschmückt, die sechs Wirte erwarteten in neu eingerichteten Gaststuben ihre zahlende Kundschaft, und selbst eine «Miss Ostarrîchi» war im Ort ausfindig gemacht worden. «100 Kinder mit 1000 Blüten» traten wiederholt auf, ebenso die Musikkapelle, die Feuerwehr und die Goldhaubenfrauen. 1000 Rosen waren gepflanzt worden und auch ein «Österreich-Fest» wurde gefeiert. Aus der Sicht der Vereine hatten sich die Anstrengungen jedenfalls gelohnt: Die Qualität ihrer Aufführungen hatte sich im Laufe des Jahres deutlich gebessert, und nur ein Chorleiter war – er gab wegen des bevorstehenden Rummels vorzeitig seine Tätigkeit ab – abhanden gekommen.[63] In den Geschäften wurde ein reichhaltiges einschlägiges Warenangebot offeriert: Es gab Ostarrîchi-Hüte und -T-shirts zum Anziehen, Ostarrîchi-Bier, Wein und Schnäpse zum Verkosten, Ostarrîchi-Brot und Menus zum Essen und Ostarrîchi-Kerzen, Vasen und Geschirr als Souvenirs.

Auch das Bundesland Niederösterreich rüstete mit reichlich Ostarrîchi-Symbolik auf. Das Millennium sollte ökonomischer «Regionalmotor» und kultureller Stichwortgeber für regionale Identitätsstiftung gleichermassen sein. Strassentafeln grüssten mit «Willkommen im Ostarrîchi-Land, dem Ursprung Österreichs», jede Gemeinde Österreichs erhielt eine «Ostarrîchi-Urkunde» und sollte diese an sichtbarer Stelle affichieren, zur Eröffnung der Bundesländer-Ausstellung wurden 1000 Bürger mit dem Namen Österreich(er) nach St. Pölten geladen. Und auch das gesamtösterreichische Millenniumsfestprogramm, das allerdings auf den Osten der Republik beschränkt blieb, war ähnlich strukturiert: Man schmückte Veranstaltungen aller Art mit dem «Mascherl ‹1.000 Jahre Österreich›».[64] Der «Wiener Musiksommer» wurde unter dem Motto «1.000 Jahre – 1.000 Noten» durchgeführt, das Wiener Volkstheater präsentierte einen österreichbetonten «Millenniumsspiel-

plan». Die Teilnehmer des Opernballs freuten sich über die Anwesenheit von Grace Jones und verschickten nebenbei noch «1000 Grüsse für 1000 Jahre»; Stadtfeste waren millennarisch inspiriert, und Reisebüros offerierten Angebote zu den historischen Stätten. Japanische Gemeinden machten der Stadt Wien sogar 1000 Kirschbäume zum Geschenk. Doch insgesamt blieben eigens für das Millennium durchgeführte Feiern selten: Ein Oldtimer-Rennen gehörte dazu und auch jene Feuer, die von mehreren hundert Gemeinden auf Anregung einer Künstlerin am Nationalfeiertag entzündet wurden, um «ein Zeichen für die Wertschätzung unserer Heimat» zur Tausendjahrfeier zu setzen.[65]

Das Warenangebot zu den Millenniumsfeiern wurde zudem – und dies relativierte ein wenig die reklamierte staatliche Enthaltsamkeit – durch halbstaatliche Betriebe und parteinahe Banken angereichert. Die österreichische Post druckte eine Sondermarkenserie, die «Österreichische Münze» prägte eine 14teilige Sonderserie, die «Casinos Austria» vertrieben einen Sonder-Goldjeton mit dem Ostarrîchi-Schriftzug, die Porzellanmanufaktur Augarten verkaufte eine «Edition 1996», und auch die österreichische Fluglinie entdeckte ihren völkerverbindenden Charakter und schrieb einen Wettbewerb zu «1000 Flüge für 1000 Jahre» aus. Schüler konnten sich dem Ereignis ohnehin nur schwer entziehen, sie wurden etwa von Banken zur Beteiligung an Aufsatzwettbewerben zum Titel «Mein Österreich» eingeladen, und auch die erwachsenen Staatsbürger waren von einer politischen Partei in ein Preisausschreiben über «1000 Ideen für Österreich» eingebunden worden.[66]

Doch trotz aller unters Volk gebrachter «1000er-Folklore» wollte der Festfunken nicht wirklich überspringen. Die «Menschen-Mythen-Meilensteine»-Ausstellung etwa war nur mässig besucht. In der Kritik war zwar von wissenschaftlich «ehrgeizigen Organisatoren», aber auch von «überforderten Besuchern» die Rede, die eine «kaum bewältigbare Fülle an Material» einfach mit Desinteresse quittiert hätten.[67]

6. Die Rituale des wissenschaftlichen Begehens

Auch andere Millenniums-Ausstellungen konnten den hochgesteckten inhaltlichen Erwartungen nicht publikumswirksam gerecht werden. Obwohl aufwendig inszeniert, fand das gezeigte kulturelle Standardrepertoire Österreichs – der Ausstellungsbogen war von der eigenwillig zusammengestellten, künstlerischen Auseinandersetzung «austria im rosennetz»[68] des Schweizers Harald Szeemann über die kunsthistorische Bilanz des «Historismus»[69] bis hin zur völkerverbindenden «Donau»[70] und dem tausendjährigen «Österreich als Musikland»[71] gespannt – nur verhaltene Zustimmung. Und selbst die im Park des Schlosses Schönbrunn eingerichtete «Galerie der 1000 grossen Österreicher» war abseitig genug positioniert, um nicht wirklich aufzufallen. Dabei waren in millennarischer Grosszügigkeit alle Personen austrifiziert worden, die positiv mit Österreich in Verbindung zu bringen waren; für die «Bösen» der Geschichte hingegen wurde ein Platz symbolisch freigehalten.[72] Doch solch inhaltlicher Dilettantismus bildete eher die Ausnahme: Die

meisten Ausstellungen waren um Ausgewogenheit bemüht, sie befragten Geschichte kritisch und liessen keine Österreich-Euphorie zu.

Daneben förderte der Staat subventioniertes Nachdenken, intellektuelles Tagen – selbst die Wiener Universität widmete ihren «Dies academicus» dem Millennium[73] – und fleissiges Publizieren. Das noch vom «Büro 95/96» geplante «Projekt der 1000 Projekte» war zwar gestrichen worden, an dessen Stelle trat aber das nicht minder engagierte Forschungsprojekt «Grenzenloses Österreich». Ohne auf nun gerade gebräuchliche Metaphorik der Grenze[74] eingehen zu können, ging es den ministeriellen Organisatoren um einen konzentrierten Forschungsimpuls und vor allem um die Darstellung eines offenen und modernen Österreich.[75] Auf dem kaum mehr überblickbaren Buch- und Zeitschriftenmarkt zur Austriaca-Thematik waren jedoch kompilatorische Werke wie das «Österreich-Lexikon»[76] oder die zehnbändige Reihe über «Österreichische Geschichte»[77] deutlich unterrepräsentiert. In der Mehrzahl der wissenschaftlichen Publikationen zum Millennium überwog Kritik an historischen «Ganzheitsentwürfen» zur österreichischen Geschichte. Die «Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften» etwa fragte «Welches Österreich?» denn im Millennium gemeint sei; und auch die «Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft», «L'homme», brachte einen ähnlichen Gedanken nur noch entschiedener in ihrem Themenheft «Tausendundeine Geschichten aus Österreich» auf den Punkt: Wissenschaftliche Distanz zum Anlass wurde erklärt und die historische Produktion eines einzigen kollektiven Gedächtnisses verweigert. «Identitätsstiftende Konstruktionen einer Geschichte Österreichs» seien nur durch eine «Vielfalt solcher Gedächtnisse»[78] zu erreichen.

Hier braucht nicht der geschichtstheoretische Hintergrund erläutert zu werden, der nationale «Meta-Erzählungen» als obsolet erklärt und das historische Gedächtnis wie auch gegenwärtige Geschichtsschreibung pluralisiert hat. Aber gefragt werden soll, ob nicht ein solcher Prozess der Vervielfachung und der Betonung des Konstruktionscharakters von nationalstaatlicher Geschichte zumindest längerfristig staatlichen Zusammenhang gefährdet. Anders ausgedrückt: Bewirkt nicht, wie Karl Markus Gauss in einer Rezension über ein kritisch intendiertes Stichwortverzeichnis[79] zu Österreich gemeint hat, eine «serienhafte Entmythologisierung» der Geschichte, dass ein Staat mit dem «Pathos der Kritik sturmreif» geschossen wird?[80] Christine Burckhardt-Seebass hat zum Anlass des Schweizer 700-Jahr-Jubiläums ähnlich argumentiert und auf die von Historikern «teilweise mit ausgesprochener Lust» und nicht «ohne eigene rituell-mythische Züge» betriebene Infragestellung bzw. Entzauberung kollektiver nationaler Mythen hingewiesen. Die energisch durchgeführte wissenschaftliche «Entmythologisierung» könne, da sie sich zumindest indirekt auf die Befindlichkeit der Bevölkerung auswirke, durchaus Stabilität und nationale Identität gefährden. Spätere Historikergenerationen – so Christine Burckhardt Seebass weiter – würden dieses kollektiv begangene Unterfangen mit einigem Vergnügen zu analysieren wissen.[81] Doch mit der letzten Bemerkung ist eine erste Antwort bereits angedeutet: Denn dass Jubiläen Identität stiften und der Selbstvergewisserung dienen, war in den letzten beiden Jahrzehnten

angesichts ungekannter öffentlicher Fest- und Feierkultur und im Banne allgegenwärtiger Musealisierungstendenzen für Historiker und Volkskundler eine ausgemachte Sache. Dass aber auch neuere und vielleicht sogar adäquatere Spielformen des Jubilierens – darauf hat Bernhard Tschofen aufmerksam gemacht –, das Begehen von Ge- und Bedenkjahren nämlich oder die vielfach angesagte «kritische Bestandsaufnahme», inzwischen als ein Teil solcher Geschichtskonstruktionen zu sehen sind, wohl schon weniger.[82] Eine zweite, wohl sogar wichtigere Antwort zielt auf gegenwärtige Geschichtskonstruktion überhaupt: Historiker haben angemerkt, dass das Millennium die Geschichte zumindest in populärwissenschaftlicher Darstellung zum Unterhaltungsprogramm trivialisiert und in den Veranstaltungen auch kommerzialisiert habe.[83] Doch was hier als Kritik geäussert wird, markiert nur einen seit längerem beobachtbaren Trend: Populäre Techniken der «consumption of the past»[84] machen Wissenschaft zum Unterhaltungsangebot,[85] der «Kampf um das Gedächtnis»[86] jedenfalls wird, wie auch das Millennium zumindest andeutungsweise gezeigt hat, von neuen Sinnstiftungsagenturen mitgeführt. Denn in der Konkurrenz zum Warenmarkt und zur Unterhaltungsindustrie ist Wissenschaft nur mehr einer unter vielen «players», dem man zuhören kann – oder eben auch nicht.

In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass die im Millennium erzählte «Geschichte» nicht wirklich neu war. Es gehört hierzulande – und die im Fernsehen gezeigten weit plausibleren Dokumentationen zu «Österreich I» und «Österreich II» unterstrichen dies – zum Allgemeinwissen, dass österreichische Geschichte keinen geraden Verlauf kennt und hiesige Nationswerdung «konstruiert» ist. Insoweit bestätigte die in Symposien, Büchern und Ausstellungen verweigerte «eine» Geschichte Österreichs nur ein weiteres Mal bereits popularisierte Eigenwahrnehmung: Eine Pluralität des historischen «Gedächtnisses» war schon durch parteigebundene Deutungen fast aller neuralgischen Punkte der Zeitgeschichte vorgegeben. Doch bei den bekanntgewordenen Reaktionen auf das Millennium überraschte eine neue, aggressive Note doch: Die durchaus meinungsbildende «Neue Kronen Zeitung» etwa sah in kritischer Auseinandersetzung mit Geschichte ein inzwischen schon rituell entzündetes «neues Feuerwerk an Österreich-Beschimpfung»[87]. Und auch das gerade beschlossene Parteiprogramm der populistisch-rechtsgerichteten FPÖ nimmt Intellektuellenkritik zu Österreich zum Anlass und verpflichtet ihre Mitglieder, sich entschieden «gegen die stärker werdenden Bestrebungen zur Verunglimpfung von Traditionen und zur mutwilligen Herabsetzung Österreichs» zur Wehr zu setzen.[88]

7. «Schönes Österreich»

Die «augenscheinliche Blässe des Ostarrîchi-Jubiläums» wie auch die «post-historische Verhaltenheit, mit der Österreich seinen tausendsten Geburtstag» beging, hat den Germanisten Wolfgang Müller-Funk zur Annahme verleitet, dass die Republik als «erstes post-historisches Land des Kontinents» keiner pathetischen

Gründungsakte mehr bedurfte – und auch ein verbindendes, nationales «Narrativ» überflüssig machte.[89] Derzeit geführte Diskussionen um den österreichischen Nationalfeiertag zielen in eine ähnliche Richtung, denn dessen Begründung, die Neutralität, hat an militärischer, politischer, aber auch identitätsstiftender Bedeutung verloren und droht durch einen Beitritt in die NATO überhaupt obsolet zu werden. Unter dem Titel «Österreich – ein Mangelerlebnis» behandelte denn auch ein Nachrichtenmagazin die vorhersehbaren Folgen: «Bald könnte es unserem Land zudem an etwas mangeln, was zum Wesentlichen eines Staates, einer Nation gehört: einem Nationalfeiertag.»[90] Schnell wurden zwar mögliche andere Tage in die Debatte eingebracht, doch politisch konsensfähig war keiner. «Ein ‹natürlicher› Gedenktag, der von allen als identitätsstiftend akzeptiert wird» – so eine der folgenden Reaktionen –, «existiert einfach nicht». Das Feiern der österreichischen Identität sei von jeher «ein Krampf», doch der «alte» Nationalfeiertag solle auch in Zukunft, «weil wir uns daran gewöhnt haben», begangen werden: «Unser Nationalfeiertag braucht keinen nationalen Mythos».[91]

Ein solcher Alltagspragmatismus mag eine politisch verworrene Diskussion entkrampfen, doch die in Frage gestellte staatliche Pathetik wie auch das fehlende nationale «Narrativ» sind doch anders zu interpretieren: Österreich mag über beides, zumindest in den klassischen, im 19. Jahrhundert entwickelten Formen, nur ansatzweise verfügen, aber eine kohärente «national narration»[92] existiert, wenn auch mit weniger vertrauten Inhalten, doch. Der Wiener Volkskundler Leopold Schmidt hat in seinem Aufsatz «Brauch ohne Glauben» treffende Beobachtungen aus der Nachkriegszeit widergegeben: «Die zwei Jahrzehnte nach dem letzten Weltkrieg haben allenthalben viel öffentliche Arbeit, viel neuen Anfang, viel befriedigte Beendigung von Aufbauleistungen gebracht. Und wo immer der Grundstein eines Gebäudes gelegt wurde, da fand sich eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, die mit der Maurerkelle einen symbolischen Strich zog. Wo eine Brücke, ein Teilstück einer Strasse fertiggestellt wurde, spannten dienstfertige Leute ein Band, und die Persönlichkeit des öffentlichen Lebens schritt am Festtag darauf zu und durchschnitt es. Kam der Tag des Baumes, dann erschien gewiss ein Bürgermeister und pflanzte vor den Augen der Schulkinder ein Bäumchen in die sorgfältig vorbereitete Grube. Zu Weihnachten naht aus dem Gebirge eine mächtige Tanne und wird vor dem Rathaus der Hauptstadt aufgestellt, und die Würdenträger des Landes und der Stadt begrüssen einander davor, danken gegenseitig für den erwiesenen guten Willen, betonen die Verbundenheit und wünschen sich und ihren Ländern und Gemeinden fröhliche Weihnachten. Diese und Dutzende ähnlicher öffentlicher Bräuche spielen sich heute im Blickfeld einer grösseren Öffentlichkeit ab als je zuvor. Die Leute vom Rundfunk sind da und geben die Reden wieder, die Männer des Fernsehens bemühen sich, den feierlichen Akt in die Kameras zu bekommen. Man sieht abends die Gebärde im Fernsehapparat, hört die an die Öffentlichkeit gerichteten Worte.»[93]

Was bei Schmidt in einer erst zu schreibenden Geschichte der «öffentlichen Bräuche» noch zögernd als «Brauch ohne Glauben» interpretiert wurde, war zu

diesem Zeitpunkt, als Österreich tatsächlich öffentlich «Flagge» zeigte, eine neu entwickelte staatliche «Gebärde» und entsprach gerade hergestelltem nationalen Sinnangebot. Fehlende staatliche Pathetik wurde im Zuge einer «informalization of national identity»[94] schnell und in sich schlüssig doch zu einer kohärenten «national narration» zusammengefügt. Die von Schmidt notierten bald schon «gewohnten Begleiterscheinungen» bei Strassen- oder U-Bahn-Eröffnungen wurden zum plausiblen nationalen Alltagsprogramm. Sie sind eine – inzwischen allerdings veraltete – Vorstufe für gegenwärtige nationale Identitätsstiftung, bei der jedoch, wie Orvar Löfgren[95] gezeigt hat, Konsum, Massenkultur und nation-building kaum mehr auseinandergehalten werden können.

Damit sind auch die Fragestellungen für ein volkskundliches Forschungs- und Ausstellungsprojekt im Millenniumsjahr 1996 benannt. Dessen Titel «Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie»[96] verweist auf ein doppeltes Interesse: Zum einen ging es, dem Wesen der österreichischen Heimatschutzbewegung entsprechend, nicht um österreichische Grosssymbolik, sondern um eine vielfältig verästelte, aber wesentlich dauerhaftere «niedere Mythologie»[97] des Österreichischen in nationaler Bilderwelt und Geschmackskultur. Denn was zur Jahrhundertwende als «Schutz der heimatlichen Natur» und «Schutz des heimatlichen Menschenwerkes» zusammenfand, sollte schnell zu dauerhaften, die politischen Brüche überdauernden, alpin gestimmten Metaphern der österreichischen Selbstrepräsentanz generieren. Zum anderen wurden in einer «ethnographischen Recherche zur Gegenwart»[98] Strategien des rezenten «nationreproducing» thematisiert. Bernhard Tschofen hat dabei am Beispiel einer kulinarischen McDonald's-Kampagne zum Millennium auf solche neuartigen Techniken «nationaler Sinnbasteleien» hingewiesen.[99]

Tatsächlich aber – und das schränkte solche millennarisch motivierten nationalen Sinnbasteleien ein – war das privatwirtschaftliche Interesse an der Tausendjahrfeier Österreichs gering. Die Marke «Millennium» blieb in der Bevölkerung weitestgehend unbekannt. Und meist nur bescheidene Werbeetats machten es auch unmöglich – so ein Werbemanager – einem inhaltlich derart «verhedderten Thema» mit «absoluter Ernsthaftigkeit» entgegenzutreten. Neben McDonald's, den Austrian Airlines, einer Brauerei und einer zum «Tausender» gratulierenden Bank fielen nur mehr Kuriositäten auf: Eine Fliesenfirma gratulierte mit dem Slogan «1000 Jahre Österreich – 20 Jahre Ikera» vornehmlich sich selbst, und die Werbeaktion eines Möbelhauses zeigte im Fernsehen Einrichtungsprobleme vor 1000 Jahren.[100]

Diese werbemässig doch bescheidene Vermarktung des Millenniums mag ein wichtiger Grund für dessen behaupteten Misserfolg gewesen sein, der – indirekt zumindest – auch als Zeichen für eine diagnostizierte Krise staatlicher Repräsentation genommen wurde. Doch entscheidender war, dass die Millenniumsinhalte deutlich von der Gegenwart des Jahres 1996 überholt wurden. Schon ein kleines, in den Zeitungen 1996 wiederholt geschaltenes Inserat mit rot-weiss-rot unterlegtem «Sagen auch Sie Ja zu A[ustria]» deutet dies an, wollte es doch Kaufentscheidungen mit gerade erst entwickeltem heimischen Produktstolz steuern. Und noch deutli-

cher zeigte sich die Kluft zwischen dem an Geschichte orientierten Millennium und der nationalen Gegenwart in einer von der Wiener Wirtschaft organisierten Ausstellung im Schloss Schönbrunn zum Thema «Kunde: Kaiser. Die Geschichte der ehemaligen k. u. k. Hoflieferanten»[101]. Gerade eines der dort gezeigten Paradeunternehmen, die Wiener Zuckerbäckerei Gerstner, hatte nämlich für zufriedene Berichte gesorgt: Es war durch eine «rein österreichische Lösung» von seinem deutschen Eigentümer zurückgekauft worden. Die «traditionsreiche» k. u. k. Hofzuckerbäckerei war damit laut Zeitungsmeldungen «wieder zu 100 Prozent in österreichischer Hand» und «Gerstner wieder rotweissrot». «In Zeiten des Ausverkaufs» – so «Die Presse» – sei «hier eine gute österreichische Lösung gelungen».[102] Aber auch der Ausstellungsort war in dieser Ausverkaufsdebatte ins Gerede gekommen. In einer Fernsehsendung wurde Schloss Schönbrunn, der Stephansdom und die Mozart-Kugel als emotionsgeladenes Beispiel für eine 1996 brisant gewordene Frage genommen: «Wem gehört Österreich?»[103]

Meinungsumfragen zu Beginn des Jahres 1997 zeigten, wie zentral dieses Thema für österreichische Stimmungslagen war: Die Österreicher machten sich Sorgen um ihren Arbeitsplatz, und sie sahen diese Ängste im Zuzug ausländischer Arbeitskräfte und dem Verkauf österreichischer Betriebe ins Ausland begründet. An Wertschätzung hingegen verlor mit dem Schilling und der Neutralität hiesige Staatssymbolik – ein Trend, der einer fortgesetzten «Entstaatlichung» des öffentlichen Lebens in Österreich entsprach. Tatsächlich wurde 1996 hierzulande «Endzeitstimmung» notiert und gleich mehrfach das «Ende einer Epoche» beschworen: Das politische System der 2. Republik wird zunehmend in Frage gestellt, die seit langem eingeübten sozialpartnerschaftlichen Regelmechanismen verlieren an Bedeutung und kulturell wird als Mythos abgehandelt, was lange Zeit hindurch unbefragte Realität war: die Neutralität, der Schilling, die 2. Republik. Damit wurde aber mit dem Staat ein bis dahin weitgehend konkurrenzloses Ordnungs- und Orientierungssystem zur Disposition gestellt, das, nach 1945 als Elitenkonsens entstanden und durch die Nachahmung des schwedischen Wohlfahrtsstaates seit den sechziger Jahren zur omnipräsenten Alltagserfahrung der Bürger verstärkt, den zentralen Integrationsmechanismus in der wiedererstandenen Republik nach 1945 bildete. Hinzu kam, dass bedingt durch die massive Privatisierung der hierzulande ausgesprochen starken «Verstaatlichten Industrie» und die allgemeine Globalisierung der Wirtschaft der austrokeynianistisch formulierte, doch weit in das Privatleben reichende Einfluss des Staates deutlich schwand. Der durch den EU-Beitritt Österreichs noch verstärkte Souveränitätsverlust wurde in der Alltagswahrnehmung der Bevölkerung, die Staatskritik und Staatsgläubigkeit gleichermassen verinnerlicht hatte, als manifest gewordene Schwäche des Staates interpretiert.[104] Zwar bleibt in Österreich der Staat weiterhin ein kaum zu unterschätzender Orientierungspunkt, er wird aber zunehmend gezwungen, selbst symbolisch zu agieren. Dies zeigte sich etwa, als die von Medien und Bevölkerung getriebene Regierung Österreich selbstbewusst zu einer atom- und gentechnikfreien «Zone» erklärte. Fehlende legistische Möglichkeiten machen dieses deutlich auf kulturelle Österreich-Spezifika zielende

Anliegen zwar wenig realistisch, eine erkennbar abgegrenzte nationale Inselsituation erzeugten sie aber allemal.

Die von zahlreichen Ängsten getriebene Suche nach nationaler Selbständigkeit war ein deutliches Zeichen dafür, dass das «Innen» und das «Aussen», das «Wir» und «die Anderen» einer neuen Definition bedurften. In einem solchen «Schwellenzustand» aber, darauf hat Victor Turner aufmerksam gemacht, müssen «alte» soziale und kulturelle Werte überprüft, muss aber v. a. auch ein neues kulturelles Regelwerk entwickelt werden.[105] Und in Österreich lässt sich momentan tatsächlich ein deutlich transformiertes «Wir-Gefühl», ein veränderter «nationaler Habitus»[106] beobachten, der, zwischen «Kuschelpatriotismus» (W. Kos) und aggressivem Nationalismus, zwischen radikal formulierten «Österreich zuerst»-Parolen und harmloseren, allerorten gesuchten «österreichischen Lösungen» lavierend, neue symbolische wie auch reale Integrations- und Ausschliessungspotentiale zu einer wissenschaftlich in diesem Zusammenhang wenig besprochenen «millennarischen Volkshistorie» verdichtet hat. Dies zeigte sich in nationaler Rhetorik – «fest in österreichischer Hand» und «rot-weiss-rot» sind inzwischen zu häufig gebrauchten Metaphern geworden –, dies zeigte sich aber auch durch die Aktivitäten neuer meinungsbildender Agenturen. Denn die aktuellen «social poetics»[107] des Nationalstaates werden inzwischen in Österreich – vielleicht sogar stärker als anderswo – von privat-marktwirtschaftlichen Institutionen kreiert und vertrieben.

Nach dem Inhalt des Millenniums befragt, meinte etwa ein EDV-Experte zu Ende des Jahres 1996, dass die Babenberger «aus einem nichtexistenten Gefüge Österreich gemacht» hätten.[108] Bei dieser Aussage ist weniger die falsche Beantwortung von Interesse – auch wenn der zitierte Durchschnittsösterreicher damit bei den gerade debattierten «Heimatkundetests» für Einwanderungswillige seine Chancen deutlich verringert hätte – als die Tatsache, dass die gerade durch das Millennium aktualisierte Sinnfrage[109] weder durch den Staat noch durch die zahlreichen Jubiläumsveranstaltungen wirklich beantwortet werden konnte. Sie lautete einfach:

8. «Was ist Österreich?»

Das bereits angeführte staatliche Forschungsprojekt «Grenzenloses Österreich» hat die Diskrepanz zwischen propagiertem Millenniumsanliegen und millennarischem Alltag besonders deutlich gezeigt. Wissenschaftler hatten in zahlreichen Studien historische Vorbilder und gegenwärtige Realitäten eines durch «Schengenland», Fall des Eisernen Vorhanges und Teilhabe am offenen europäischen Markt tatsächlich «Grenzenlosen Österreichs» beschrieben. In der Öffentlichkeit aber wurde diese Argumentation von Überfremdungsängsten und von Wünschen nach neuer Grenzziehung gegenüber einem kaum noch als kontrollierbar wahrgenommenen freien Verkehr von Menschen, Waren und Kapital konterkariert. In bis dahin ungekannter Weise wurde denn auch 1996 die Grenze Österreichs optisch – real und symbolisch – in Erinnerung gerufen. Die so reaktivierte, nun aber kulturell

befestigte «Schwelle» sollte erneut «Inländer», «Heimisches» und «Sicherheitversprechendes» vor «Ausländern», «Fremdem» und «Gefährdendem» schützen. In nationaler Rhetorik, in Symbolkonstellationen und Alltagspraxen modulierte dabei die «Nation Österreich»[110] ihre Inhalte in vielfältiger Weise – aber immer kräftig «rot-weiss-rot» gefärbt – um.

Zu solcher Grenzbefestigung gehörten heftig geführte Debatten um die Verschärfung der Asylpolitik sowie der Einwanderungs- und Einbürgerungsbestimmungen. Mit Vehemenz wurde etwa von «Österreich-Machern» – in Anlehnung an die satirische «Schweizermacher»-Verfilmung so genannt – der Plan diskutiert, Einbürgerungswillige einer Prüfung zu unterziehen. Dass dabei in der Folge kein nationaler Konsens über die abzufragenden Inhalte (die Kenntnis der Sprache, des Rechtes oder der Bundeshymne, historisches Wissen, das Vertrautsein mit österreichischen Lebensgewohnheiten in Sitten und Gebräuchen) hergestellt werden konnte, überrascht nicht. Und in gewissem Sinne war eine solche Einigung auch gar nicht notwendig, denn die Bundesländer hatten schnell eigenständige Entscheidungen gefällt: In Oberösterreich werden die Einzubürgernden seither auf Landes-, in Tirol sogar auf Heimatkunde abgefragt.[111]

Dass im Fragekatalog selbst der höchste Berg eines Bundeslandes zum Prüfungsthema wurde, passt – wie auch die an die Bundesländer delegierte Problemlösung – auf den ersten Blick zu föderalem Staatsaufbau und zu jenem altertümlichen, von der Heimatschutzbewegung mitkreierten österreichischen Kulturinventar, in dem gerade Landschaft ein zentrales nationales Zeichen darstellt. Doch der gewählte Bezug zu Regionalität und der gleichzeitige inflationäre Einsatz von nationaler Symbolik sollte im gegenwärtigen Kontext verstanden werden, verweisen sie doch auf eine neue Nationalisierungsstrategie. (Ethnische) Herkunft bleibt zwar in nationaler Rhetorik weiterhin wichtig, sie wird aber zunehmend von einem anderen Bezugspunkt überlagert: Rot-weiss-rot markiertes «Österreichisches» bedarf nur mehr bedingt einer «authentischen» Legende, sondern wird konkret und situativ hergestellt. Genauer: Im inzwischen ständig angeführten «Standort Österreich» finden Produzenten, Handel und Konsumenten durch «österreichische Lösungen» zu Patriotismus zusammen, denn hier wird sichergestellt, was der Staat kaum mehr leisten kann: Österreichische Waren schützen österreichische Arbeitsplätze und ihr Kauf wehrt allseits befürchtete «Überfremdung» ab.

Dieses für Österreich neue Nationalisierungsmuster wurde im Millenniumsjahr besonders deutlich in einer Debatte, die die Einwanderungsdiskussion in der Öffentlichkeit auf den ersten Blick ablöste, sie inhaltlich jedoch fortführte. Als binnen weniger Wochen einige Banken und mehrere Handels- und Industriebetriebe von ausländischen Käufern erworben worden waren, konzentrierte sich das öffentliche Interesse – angeheizt durch kulinarisch-kantige Schlagzeilen wie «Österreich am Speisezettel ausländischer Unternehmen» oder «Appetit auf Österreich» – auf den drohenden «Ausverkauf Österreichs».[112] Dieser «Ausverkauf», eigentlich im Zuge der EU-Beitrittsverhandlungen Österreichs für den Grundbesitzverkehr prognostiziert, wurde selten als notwendige ökonomische Internationalisierung gesehen,

sondern meist als doppelt schmerzhafter Verlust von Eigenem wahrgenommen: Österreichischen «Spielregeln» sich nicht verpflichtet fühlende ausländische Käufer hatten Rationalisierungen und Stillegungen angedroht, womit Arbeitsplätze verloren zu gehen drohten. Doch ebenso wichtig war, dass der notierte Verlust eben erst hergestellte nationale Besitzstände traf. Denn was vorher – schlicht – als Privatbetrieb galt, wurde durch den Verkauf zu einem ehemalig «uns» gehörenden, «österreichischen Traditionsbetrieb» nobilitiert.

«Uns» aber – so «Die Presse» in einer Reaktion – hätten diese an «Ausländer» verkauften Unternehmungen «niemals gehört». Dass es die «Österreicher» aber so empfanden, hat mit mutierter «Wir»-Gemeinschaft, hat mit veränderter nationaler Praxis zu tun. Den neuen ausländischen Eigentümern wurde in der Zwischenzeit sogar gleich mehrfach «Konsumentenboykott» angedroht, und mittlerweile «praktizierte Heimatliebe»[113] hat hierzulande das Feld klassischer Österreich-Spezifika verlassen und spürbar einen nationalen «Produktstolz» entstehen lassen. Aber anders als «Made in Germany» oder «swiss-made» zielt zur Marke gewordener heimischer Produktpatriotismus vorrangig auf die Käufer im eigenen Land.[114] Diese sind auch angesprochen, wenn noch in «österreichischer Hand» befindliche Besitzstände gerade verteidigt werden – verteidigt nämlich etwa in einer «rein rot-weiss-roten Energielösung» oder in «österreichischen» Ski-, Banken-, Milch- oder Fluglösungen. Doch der dabei vielfach beschworene «nationale Kraftakt» findet weniger durch staatliche Wirtschaftspolitik als in heimischem «nationreproducing» statt: der Konsument ist der aktuelle «nation-builder».[115] Nicht zufällig inserieren daher «rein österreichisch» gebliebene Betriebe – in Wortwahl und Ikonographie kräftig rot-weiss-rot gestimmt – ihre Besitzverhältnisse. Und hinzugefügt wird gerne, dass in nationalem Abwehrkampf «den Multis die rein österreichische Stirn» geboten wurde.[116] In dieser Manier bewarb eine Lebensmittelkette 1996 ihre Produktpalette mit rot-weiss-roten Insignien und machte darüber hinaus die Kunden darauf aufmerksam, dass das Unternehmen als «ein rein österreichisches Unternehmen, dessen Inhaber Österreicher sind», der «grösste österreichische private Arbeitgeber» sei.[117]

Die Betonung des «rein» Österreichischen führte eine in kurzer Zeit notwendig gewordene, freilich letztlich wenig erfolgreiche Differenzierung ein. Denn die ausländischen Firmenkäufer «verösterreicherten» – mit kräftiger Unterstützung der gleichfalls an ausländische Besitzer verkauften, österreichischen Tageszeitungen – schnell. Die 1996 in deutschen Konzernbesitz übergegangene Lebensmittelkette «Billa» führte ein solches Austrifizierungsprogramm sogar mit ausgesprochenem Erfolg durch. Dass dabei mit Milchprodukten und Fleisch Nahrungsmittel einen erfolgversprechenden Anlass boten, lag zunächst in Abwehrbemühungen des österreichischen Agrarmarketings gegenüber europaweiter Konkurrenz begründet. Massiv beworbenes «Made in Austria» setzte, unterstützt durch Landschaftsbilder und rot-weiss-rote Logos, bewusst auf «Heimatgefühl» und «Herkunftsvermarktung».[118] Dies entsprach zum einen aktuell-internationalen Trends von sog. «Connaisseurkulturen»; und zum anderen hatten BSE- und Gentechnikangst «garantiert aus Österreich» stammenden Lebensmitteln eine neue Botschaft verliehen. Diese kündeten

davon, was mittlerweile als typisch Österreichisch gesehen wird: eine kleinstrukturierte, naturnah-gesunde, heimisch-bäuerliche Nahrungsproduktion mit regionaler Herkunftskennzeichnung. Das damit propagierte «Schnitzel mit (österreichischer) Adresse» wurde von der «BILLA»-Lebensmittelkette zunächst mit «Regionalgarantie» und wird inzwischen sogar mit «Bauernhofgarantie» angeboten.

Dass eine heimatlich gestimmte Nation auch «durch den Magen»[119] geht, ist von Konrad Köstlin bereits beschrieben worden. Doch mittlerweile werden nationale Sinnangebote – und der genannte «BILLA»-Konzern ist dafür nur ein Beispiel – auch von privat-marktwirtschaftlichen Agenturen offeriert – und dabei sogar Aufgaben übernommen, die noch vor kurzer Zeit als sozial-staatliche gegolten haben. In einer 1996 gestarteten Aktion «Billa für Österreich» wird der versprochene «Vorrang für österreichische Produkte» mit Bauernförderung, aber auch mit heimischer Arbeitsplatzsicherung in der Industrie, ja sogar mit der Schaffung neuer Jobs im Handel begründet. In Prospekten und Zeitungsinseraten wird das so geschaffene nationale «uns» beschworen, und wehende rot-weiss-rote Fahnen und Landschaftsaufnahmen bekräftigen diese heimelige Botschaft. Doch was beispielsweise in einem Inserat als «Regionalgarantie» und Naturnähe visualisiert werden sollte und im diesbezüglichen Text als «niederösterreichisches Voralpengebiet» bezeichnet wurde, war in Wahrheit eine Aufnahme des bei Grindelwald gelegenen Bachalpsees nahe der Kleinen Scheidegg, umgeben von den Bergriesen Wetterhorn, Schreckhorn und Mättenberg. «Was in aller Welt» – stellte die Tageszeitung «Der Standard» amüsiert dem Lebensmittelkonzern die Frage – «haben unsere Austro-Garantie-Kühe in der Schweiz zu suchen?»[120]

Die kommentarlose Reaktion des Konzerns war einfach – und doch auch eine Antwort auf die «Was-ist-Österreich»-Frage: Das neue Bildsujet zeigt nun ein Bauernhaus inmitten einer «typisch» österreichischen Mittelgebirgslandschaft. Österreichischer Symbolhaushalt wurde damit tatsächlich treffender als mit dem hochalpinen Motiv repräsentiert, doch wichtiger ist, dass die falsche Bildauswahl in der Öffentlichkeit auf keine Resonanz stiess und dass auch die bemühte Austrifizierung des Konzerns nicht störte. Denn obwohl die Österreicher mittlerweile zu «Etikettenlesern» geworden sind – und dabei von einer Vielzahl neugeschaffener österreichischer Gütesiegel unterstützt werden[121]–, wird ein durch informalisierte Fahnenpathetik[122] legitimiertes «Made in Austria» als Bricolage hergestellt, geglaubt und gekauft: Alles kann damit «österreichisch» werden, und Rot-weiss-rot schmückt entsprechend mittlerweile auch die Inserate von «japanischen» Autos, «amerikanischer» Coca-Cola oder «deutschen» Baumärkten.

9. Zu einer «Ethnographie des Staates»

Dass die private Alltagshandlung des Kaufaktes zum politischen Stimmzettel mutieren kann, und dass in so praktizierter «Subpolitik» Konsumgesellschaft und vom Bürger «direkt» wahrgenommene Politik in eine zukunftsträchtige Verbindung tre-

ten, haben die Auseinandersetzungen um «Brentspar» und «british beef» bereits europaweit gezeigt. Soziologen wie Anthony Giddens[123] oder Ulrich Beck[124] nehmen solche Vorfälle – und die erwähnten, österreichischen Beispiele des patriotischen Konsums sind hier nur weitere Belege – als schlagkräftiges Argument für die von ihnen beschriebene «Erfindung des Politischen». In der «Zweiten Moderne» – so Giddens und Beck weiter – stelle der europäische Sozial- und Wohlfahrtsstaat für den global agierenden, biographiebezogenen und selbstreflexiv-«cleveren Bürger» nur mehr ein Hindernis dar. Kollektive, ortsgebundene Identitäten und damit vor allem die ehemalig sicherheitsstiftenden «Ligaturen» (R. Dahrendorf) des Nationalstaates würden konsequent an Zugkraft verlieren. Und bislang als nationale Selbstverständlichkeit Gültiges müsste im globalen «Kulturen-Dialog» ständig aufs neue legitimiert bzw. hergestellt werden. Die Konsequenzen dieser Entwicklung zeichnen sich bereits ab: Regionale, noch mehr aber lokale Identitätsangebote gewinnen an Attraktivität, der unter massiven Legitimationsdruck geratene Staat aber sieht sich zunehmend gezwungen, «kulturell» zu agieren. Er wird, wie auch das österreichische Millenniumsjahr gezeigt hat, dabei zu einer zentralen Agentur des «promoting differences» – aber doch anders, als es Pierre Bourdieu in einem Interview gemeint hat: Bourdieu sieht in staatlichen Gedenkfeiern jenes Manipulationsmedium des «mémoire collective», das zu einer Konstruktion des «Staatsgedächtnisses» dienen würde.[125]

Das staatliche Engagement war während des Millenniums zu unbedeutend, um ein solches «Staatsgedächtnis» nachhaltig erzeugen bzw. festigen zu können. Doch «staatliche Jubiläumsapathie», der in der Öffentlichkeit beklagte Misserfolg des Millenniums, nicht wirklich gegebene Antworten auf nationale Sinnfragen und das von Privatunternehmen massiv propagierte «Rot-Weiss-Rote» transportierten – trotz oder gerade wegen der hierzulande geübten Kritik – doch eine entscheidende Botschaft: «Österreich ist (eben) anders.» Es soll dahingestellt bleiben, ob dies noch eine «grosse (nationalstaatliche) Erzählung»[126] ist – als konstruierte und im Alltag wirksame kultuelle Differenzziehung ist sie jedenfalls nicht unbedeutend.

Und dennoch: Solchen Interpretationen mangelt es deutlich an alltagsperspektivischer Verifikation. Denn in der Vielzahl von gegenwärtigen Nationalismusstudien wird selten kulturell analysiert, was Ernest Gellner als die entscheidende Triebkraft für diese Ideologie bezeichnet hat: der Staat.[127] Eine «Ethnographie des Staates» – analog etwa zur Fallstudie von Marc Abélès[128] – steht hierzulande jedenfalls noch aus. Dies mag auf den ersten Blick überraschen: Volkskundliche Fachgeschichten wie auch inhaltlich unterschiedliche Zugangsweisen[129] spiegeln differente Verständnisformen und machen Volkskunde zu einer interessanten Quelle des «Verstaatlichungsprozesses» der europäischen Gesellschaften.[130] Die als «Staatswissenschaft»[131] entstandene österreichische Volkskunde etwa hat sich schnell und nachhaltig in eine staatskritische Disziplin gewandelt. Der explizit nur selten beschriebene Staat war für sie damit – in Anlehnung an das Herdersche Wort von der «Staatsmaschinerie» – ein unorganischer, künstlicher «Apparat». Der organische «Volks-Staat», so etwa Hanns Koren noch 1952, wurde vom «bürokrati-

schen Machtstaat» überwältigt, das Volksleben von «immer weiter ausgreifender Verstaatlichung» dominiert.[132] Dieser «Verstaatlichung», von Wolfgang Brückner 1965 als «sekundäre verwaltete Volkswelt»[133] charakterisiert, hat sich eine «Ethnographie des Staates» zuzuwenden, aber sie wird auch – «Staat=Fad» lautete kürzlich ein hiesige Stimmungslagen treffender Buchtitel[134] – aktuelle Entstaatlichungsprozesse zum volkskundlichen Thema machen.

10. Zum Schluss

Zum Nationalfeiertag 1997 wurde – wie bereits erwähnt – ein weiteres Mal die Frage aufgeworfen, was denn in «gequälter» Weise zu feiern wäre. Eine auflagenstarke Boulevardzeitung sah in solcher Skepsis eine von «Österreich-Hassern» betriebene nationale Nestbeschmutzung und machte das «Justament» des pathetischen Feierns zum «Symbol». Doch abseits dieser eingespielten Aufregung war staatliche Normalität angesagt: Wie jedes Jahr wurde ein Sonderministerrat im Parlament und eine Heldenehrung am Wiener Heldenplatz abgehalten, wo die österreichische Armee sogar eine «Erlebniswelt Bundesheer» zelebrierte. Dort dankte der Bundespräsident anlässlich der Angelobung von tausend Wehrmännern den Soldaten für den von ihnen geleisteten Schutz der EU-Aussengrenze und forderte zugleich in der abendlichen Fernsehansprache von seinen Landsleuten mehr «Solidarität für die Solidargemeinschaft Nation», wobei er in den durchgeführten Volksmärschen ein «Zeichen gegen Unbeweglichkeit und Trägheit» ortete.

Dieses in heimatlicher Natur geübte «Wandern am Nationalfeiertag» wie auch eine von einer Tageszeitung angebotene kleine Fahnenkunde führen zur informellen Praxis des Nationalfeiertags zurück: Lebensmittelkonzerne warben mit typisch österreichischer Landschaft und rot-weiss-roter Beflaggung für ihre Produkte, und auch der Automobilkonzern VW setzte in einem rot-weiss-rot gehaltenen Inserat auf Patriotismus und nationale Wir-Gemeinschaft: «Auto der Nation. Heute wird gefeiert. Im Mittelpunkt steht natürlich Österreich. Und der Österreicher liebstes Auto: der Golf. Er passt zu unserem Land und zu den Menschen. Wir schätzen Qualität und Beständigkeit, das Traditionelle mögen wir, und das Moderne achten wir, weil es uns weiterbringt und das Leben erleichtert. Da wir aber im allgemeinen keinen flüchtigen Trends hinterherrennen, besinnen wir uns gern auf Bewährtes. So konnte der Golf bis heute 500 000mal in Österreich verkauft werden.»[135] Man kann das strapazierte «Wir» und «Uns» als simple Antwort auf eine Frage sehen, die zum Nationalfeiertag Gegenstand eines Symposions war: «EU: Sind wir schon ein Staat? Österreich: Sind wir noch ein Staat?»

Anmerkungen

1 Dieser Aufsatz beruht auf einem Vortrag, den ich am 12.1.1997 am Institut für Volkskunde der Universität Basel hielt. Für die freundliche Einladung danke ich Frau Prof. Dr. Christine Burckhardt-Seebass, vor allem aber den Studierenden des Instituts herzlich.

2 Gastreferenten haben am Ort ihres Wirkens meist genügend Freizeit, um urbane Erkundungen, genauer: um Vormittagsspaziergänge zu unternehmen. Ein solcher führte mich in der Basler Innenstadt zu einer kleinen Menschenansammlung, die vor einem mit allerlei Schweizer Folklore angefüllten Schaufenster eines Elektrogeschäftes der Übertragung des WM-Riesenslaloms beiwohnte. Für kurze Zeit war deutlich unter den Zuschauern ein «Wir-Gefühl» erkennbar. Mein Herz schlug als Fan deutlich nicht schweizerisch, sondern für die – allerdings, wie zu erwarten – damals noch wenig erfolgreichen Österreicher. Um solches hier Angedeutetes geht es mir: Wie wird beispielsweise nationale Identität zur nahezu unbewussten Körpererfahrung? Oder: Wie hat die nationale Symbolik in das Geschäftsleben derart erfolgreich Einzug gehalten, ohne dass es heutzutage noch besonders auffällt?

3 Ernest Renan: Was ist eine Nation? Und andere politische Schriften. Wien-Bozen 1995.

4 Reinhard Johler: Warum haben Österreicher keinen Bedarf an Nationalhelden? Hiesige Anmerkungen zu «Les héros nationaux: construction et déconstruction. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 51/100, 1997, S. 185–222.

5 Max Haller: Identität und Nationalstolz der Österreicher. Gesellschaftliche Ursachen und Funktionen. Wien 1996.

6 Vgl. die Berichte in: Die Presse, 8.9.1997 u. 13.10.1997; Der Standard, 13.10.1997; Salzburger Nachrichten, 13.10.1997; Kurier, 13.10.1997; Neue Kronen Zeitung, 12.10.1997; Neue Zürcher Zeitung, 13.10.1997; Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.10.1997.

7 Helmut Konrad: Anmerkungen zum Millennium. In: Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark 87, 1996, S. 7–14.

8 Claus Leggewie: Millenniumsdämmerung über Österreich. In: Transit 10, 1995, S. 29–44.

9 Der Standard, 2.1.1996.

10 Kurier, 18.6.1995.

11 Heinz Schlaffer: Gedenktage. In: Merkur 43, 1989, S. 81–84.

12 Winfried Seipel: Geleitwort. In: Ders. (Hrsg.): Die Botschaft der Musik. 1000 Jahre Musik in Österreich. Wien 1996, S. 13–16. Es sei allerdings hinzugefügt, dass auch diese Ausstellung auf Kritik stiess. Der «Spiegel» etwa bezeichnete sie als «Nekrophilenpartie».

13 Kurier, 1. 1. 1997.

14 John B. Freed: Das zweite österreichische Millennium – Berufung auf das Mittelalter zur Schaffung eines österreichischen Nationalbewusstseins. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 137, 1997, S. 279–294.

15 Karl Gutkas: Die Feiern «950 Jahre Österreich» im Jahre 1946. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich N.F. 62, 1996, S. 665–686.

16 So wurde eine harmlose Bemerkung des bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber als «deutscher Kulturnationalismus» interpretiert. Stoiber hatte bei der Übergabe des Ostarrîchi-Pergaments an den niederösterreichischen Landeshauptmann in der Bayerischen Staatskanzlei folgendes ausgeführt: «Bayern und Österreicher sind vom gleichen Stamm. Österreicher und Altbayern stehen sich in Mentalität und Sprache, in Glauben und Brauchtum immer noch näher als manche andere deutsche Stämme.» (Die Presse, 13.4.1996).

17 Die Presse, 28./29. 12. 1997.

18 Hermann Möcker: Von der Ostmarkgasse zum Ostarrîchi-Park. In: Österreich in Geschichte und Literatur 40, 1996, S. 286–290.

19 Ernst Bruckmüller: Millennium! – Millennium? Das Ostarrîchi-Anniversarium und die Österreichische Länderausstellung 1996. In: Österreich in Geschichte und Literatur 39, 1995, S. 137–155.

20 Salzburger Nachrichten, 30. 12. 1995.

21 Siegfried Mattl u. Alfred Pfoser: Identitätsbildung durch historische Grossausstellungen. In: Wendelin Schmidt-Dengler (Hrsg.): Der literarische Umgang der Österreicher mit Jahres- und Gedenktagen. Wien 1994, S. 75–87.

22 Vgl. insgesamt Schmidt-Dengler (wie Anm. 21).

23 Sigrid Löffler: Mit Niuuanhova fing es an: Zum Millennium «Tausend Jahre Österreich» – Fragwürdiger Meilenstein. In: Neue Zürcher Zeitung, 21. 1. 1996.

24 Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Reinbek b. Hamburg 1978.

[25] Andrea Zschunke u. Hanna Krause: Genese eines Projektes. In: Leitlinien 95/96, 1, 1993, S. 20–22 u. 38–41.

[26] Allerdings schloss das 1000jährige Millennium Kärntens die dortige slowenische Minderheit bewusst aus. Vgl. Andreas Moritsch: 1000 Jahre Kärnten. Zur historischen und politischen Problematik eines Jubiläums. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 6, 1976, S. 53–55.

[27] Hannes Stekl: Städtejubiläen. Zur gesellschaftlichen Identität von Regionalgruppen. In: Franz X. Eder u. a. (Hrsg.): Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen. Wien u. a. 1997, S. 95–118.

[28] Hanna Krause: Chaos, Cash und Carnival. In: Leitlinien 95/96, 2, 1993, S. 17–21.

[29] Michael Mitterauer: Anniversarium und Jubiläum. Zur Entstehung und Entwicklung öffentlicher Gedenktage. In: Emil Brix u. Hannes Stekl (Hrsg.): Der Kampf um das Gedächtnis. Zur Geschichte öffentlicher Gedenktage in Mitteleuropa. Wien-Köln-Weimar 1997, S. 23–80.

[30] Richard Weiss: Volkskunde der Schweiz. Grundriss. Erlenbach-Zürich 1946, S. 343.

[31] Michael Mitterauer: Das Babenbergerjubiläum – ein Beitrag zum Selbstverständnis unserer Gesellschaft heute? In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 6, 1976, S. 49–52; Anton Staudinger: «Durch Gedenkfeiern gelegentlich zur Vergessenheit emporgehoben...» Anmerkungen zur Funktion von Gedenktagen und zu grassierender Jubiläumshistorie. In: Schmidt-Dengler (wie Anm. 21), S. 17–24.

[32] Freed (wie Anm. 14).

[33] Gernot Heiss: «Eine Kette von Begebenheiten» – 996/1996. In: Ders. u. Konrad Paul Liessmann (Hrsg.): Das Millennium. Essays zu tausend Jahren Österreich. Wien 1996, S. 9–27.

[34] Gutkas (wie Anm. 15).

[35] Viktor Geramb: Zu unseren Aufgaben. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 1, 1947, S. 8–12.

[36] Leopold Schmidt: Die Volkskunde als Geisteswissenschaft. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie LXXIII–LXXVII, 1947, S. 115–137.

[37] Gernot Heiss: Editorial (S. 453–454) u. ders.: «Im Reich der Unbegreiflichkeiten». Historiker als Konstrukteure Österreichs. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 7, 1996, S. 455–478.

[38] Wolfgang Müller-Funk: Zwischen Herkunft und Zukunft: 1000 Jahre Österreich. Ein sinnloses Jubiläum? In: Der Standard, 6. 5. 1996.

[39] Der stark von der «Mitteleuropa-Idee» beeinflusste Erhard Busek trat 1995 von seinen Regierungsämtern zurück. Seither äusserte er sich wiederholt zur misslungenen Durchführung des Millenniums: «Auch er vermisst» – so ist einem Bericht der «Salzburger Nachrichten» zu entnehmen – «eine Festkultur und sucht die Gründe in den uninspirierten Familien- und Schulfesten, in Jugendfesten, Stadtteil- und Brauchtumsfesten. Auch der Fernsehkonsum trage zu einer nivellierenden Kultur der Festbedürfnisse bei.» (22. 10. 1997).

[40] Österreich geht weiter – Leitlinien eines Projekts. In: Leitlinien 95/96, 1, 1993, S. 4–12.

[41] Die anfänglich für die beiden Erinnerungsjahre projektierten 1, 2 Milliarden Schilling wurden schnell auf 750 Millionen reduziert. Die «Spargesinnung» der Bundesregierung schränkte aber auch diesen Finanzierungsrahmen weiter drastisch ein (Der Standard, 23. 6. 1994 u. 1. 2. 1995).

[42] Leitlinien (wie Anm. 40).

[43] Konrad Paul Liessmann: Nachwort. Das Millennium oder Über den Sinn von Jubiläen. In: Heiss (wie Anm. 33), S. 199–206.

[44] Konrad Paul Liessmann: «Jauchzet! Frohlocket!» Tausend Jahre Österreich – ein Grund zum Jubeln? In: Was? 75/1994, S. 54–58.

[45] Bruckmüller (wie Anm. 19), S. 148.

[46] Heiss (wie Anm. 33), S. 19.

[47] Die Habsburgermonarchie galt, verkörpert auch durch den fast 70 Jahre regierenden Kaiser Franz Joseph, in allgemeiner Wahrnehmung ohnehin als «ewig». Der Topos des 1000jährigen Reiches war jedenfalls weit verbreitet. Vgl. die wunderbare Erzählung von Anton Kuh zum «Untergang» der Monarchie: «1000 Jahre und 1 Tag» (Anton Kuh: Der unsterbliche Österreicher. München 1931, S. 93–102).

[48] 1000 Jahre Babenberger in Österreich. Horn 1976.

[49] Jubiläen und Geschichtsbewusstsein. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 5, 1976, S. 47 f.

[50] Wiener Zeitung, 3. 6. 1995.

[51] Die Presse, 2. 11. 1997.

[52] Neue Zürcher Zeitung, 30. 5. 1996 a (Sonderbeilage «Vielgestaltiges Österreich»).

53 Reinhard Johler: Das Ethnische als Forschungskonzept: Die österreichische Volkskunde im europäischen Vergleich. In: Olaf Bockhorn, Klaus Beitl (Hrsg.): Plenarvorträge. 5. Internationaler Kongress der SIEF. Wien 1995, S. 69–101.

54 Peter Niedermüller: Die imaginäre Vergangenheit: Volkskultur und Nationalkultur in Ungarn. In: Zeitschrift für Volkskunde, 1992, S. 185–201.

55 Robert Menasse: Rot – Weisse Rose – Rot. In: Ders.: Hysterien und andere historische Irrtümer. Wien 1996, S. 51–65.

56 Der Leiter der Ostarrîchi-Ausstellung, Ernst Bruckmüller, brachte das österreichische Problem mit Pathetik auf den Punkt: «Nicht wenige Österreicher wünschen sich deutliche und feierliche Kundgebungen eines selbstbewussten Patriotismus. Auch das gegenteilige Phänomen lässt sich beobachten: Eine Ablehnung jedweder patriotischen Attitüde – denn wozu sei diese schon gut, dieses Österreich sei doch sowieso eine problematische Angelegenheit, provinziell, muffig, ausländerfeindlich, neonazistisch, kryptofaschistisch (wenn nicht noch mehr). Und Patriotismus diene nur dazu, Menschen gegen andere Menschen aufzuhetzen.» – Das Konzept der Ausstellung. In: Ernst Bruckmüller – Peter Urbanitsch (Hrsg.): 996–1996. ostarrîchi österreich. Menschen Mythen Meilensteine. Horn 1996, S. 2.

57 Der Standard, 6. 2. 1996.

58 Profil, 29. 4. 1995.

59 Gustav Spann: Zur Geschichte des österreichischen Nationalfeiertages. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 26, 1996, S. 27–34.

60 Reinhard Johler, Bernhard Tschofen: Heimatschutz. Ästhetik und Ideologie des Österreichischen. In: Christine Lutter (Red.): Grenzenloses Österreich. Dokumentation 5. Wien 1997, S. 13–27.

61 Ernst Bruckmüller, Peter Urbanitsch (Hrsg.): 996-1996. ostarrîchi österreich. Menschen Mythen Meilensteine. Horn 1996.

62 Peter A. Krobath: Feiersüchtige Indianer. Eine Reise an jenen Ort, der sich selbst «die Wiege Österreichs» nennt. In: Leitlinien 95/96, 2, 1993, S. 32–37.

63 Die Presse, 24. 7. 1997.

64 Der Standard, 3. 5. 1996.

65 Der Standard, 25./26./27. 10. 1996.

66 Der Standard, 3. 5. 1996.

67 Salzburger Nachrichten, 4. 5. 1996.

68 Harald Szeemann: austria im rosennetz. Wien-New York 1996.

69 Hermann Fillitz (Hrsg.): Der Traum vom Glück. Die Kunst des Historismus in Europa. Wien 1996.

70 Günter Düriegl (Hrsg.): Die Donau. 1000 Jahre Österreich. Eine Reise. Wien 1996.

71 Wilfried Seipel (Hrsg.): Die Botschaft der Musik. 1000 Jahre Musik in Österreich. Wien 1996.

72 Kurt Stimmer (Hrsg.): Galerie der 1000. Grosse Österreicher in Schönbrunn. Zur Millenniumsausstellung im Schönbrunner Schlosspark. Wien 1996.

73 Franz Römer (Hrsg.): 1000 Jahre Österreich – Wege zu einer österreichischen Identität. Vorträge anlässlich des Dies Academicus der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien am 10. Jänner 1996. Wien 1997.

74 Es sei im Vergleich darauf verwiesen, dass auch die «Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde» zu ihrem Anniversarium nicht mehr das Kernland, sondern die Grenzen befahren hat (Theodor Bühler: Reise zu den Nachbarn. In: Schweizer Volkskunde 86, 1996, S. 68–76).

75 Vgl. die Schriftenreihen «Relationen» und «Dokumentation» des «Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr».

76 Richard und Maria Bamberger, Ernst Bruckmüller, Karl Gutkas (Hrsg.): Österreich. Lexikon in zwei Bänden. Wien 1995.

77 Reinhard Sieder, Heinz Steinert, Emmerich Tálos (Hrsg.): Österreich 1945–1995. Gesellschaft Politik Kultur. Wien 1995. Ernst Hanisch: Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien 1994.

78 Editorial. In: L'Homme 7, 1996, S. 3–5.

79 Susanne Breuss, Karin Liebhart, Andreas Pribersky: Inszenierungen. Stichwörter zu Österreich. Wien 1995.

80 Die Presse, 3.6.1995.

81 Christine Burckhardt-Seebass: «Brüning-Napf-Reuss-Linie» oder «Röstigraben» – das Konzept des ASV und die kulturellen und sprachlichen Grenzen in der gegenwärtigen Schweiz. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 30, 1993/94, S. 15–26.

82 Vgl. die Rezension von Bernhard Tschofen zu Sieder, Steinert, Tálos (wie Anm. 77). In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde L/99, 1996, S. 113–116.

[83] Konrad (wie Anm. 7).
[84] Palle Ove Christiansen: Construction and Consumption of the Past. From «Montaillou» to «The Name of the Rose». In: Ethnologia Europaea 18, 1988, S. 5–24.
[85] Konrad Köstlin: Perspectives of European Ethnology. In: Ethnologia Europaea 26, 1996, S. 169–180.
[86] Vgl. Brix-Stekl (wie Anm. 29).
[87] Neue Kronen Zeitung, 23. 3. 1997.
[88] Kurier, 13.10.1997.
[89] Müller-Funk (wie Anm. 38).
[90] Profil, 22. 9. 1997.
[91] Barbara Coudenhove-Calergi: Unser Nationalfeiertag braucht keinen nationalen Mythos. In: Die Presse, 17. 10. 1997.
[92] Homi K. Bhaba: Nation and Narration. London 1990; Raphael Samuel u. Paul Thompson: The myths we live by. London 1990.
[93] Leopold Schmidt: Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretation. In: Antaios 6, 1965, S. 209–238.
[94] Jonas Frykman: The Informalization of National Identity. In: Ethnologia Europaea 25, 1995, S. 5–15.
[95] Orvar Löfgren: Die Nationalisierung des Alltagslebens: Konstruktion einer nationalen Ästhetik. In: Wolfgang Kaschuba (Hrsg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie (= zeithorizonte 1). Berlin 1995, S. 114–134.
[96] Reinhard Johler, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 65). Wien 1995.
[97] Gottfried Korff: Osterhase & Co. Zehn Annotationen zur niederen Mythologie des Bürgertums. In: Ueli Gyr (Hrsg.): Soll und Haben. Alltag und Lebensformen bürgerlicher Kultur. Festgabe für Paul Hugger. Zürich 1995, S. 77–95.
[98] Reinhard Johler, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Post vom Schönen Österreich. Eine ethnographische Recherche zur Gegenwart (= documenta ethnographica 1). Wien 1996.
[99] Bernhard Tschofen: Heimatsymbole der Gegenwart. In: Johler, Nikitsch, Tschofen (wie Anm. 98), S. 15–21.
[100] Wirtschaftsblatt, 13. 1. 1996.
[101] Ingrid Haslinger: Kunde: Kaiser. Die Geschichte der ehemaligen k. u. k. Hoflieferanten. Wien 1996.
[102] Die Presse, 30.1.1997.
[103] Die Presse, 13.8.1996.
[104] Reinhard Johler, Bernhard Tschofen: «Gelernte Österreicher». Ethnographisches zum Umgang mit nationalen Symbolen. In: Beate Binder, Wolfgang Kaschuba, Peter Niedermüller (Hrsg.): Inszenierung des Nationalen: Geschichte, Kultur und die Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts. Berlin (im Druck).
[105] Victor Turner: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Franfkurt a. Main 1989, S. 94–127.
[106] Annette Treibel: Transformationen des Wir-Gefühls. Nationale und ethnische Zugehörigkeit in Deutschland. In: Reinhard Blomert u. a. (Hrsg.): Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus. Frankfurt a. Main 1993, S. 313–345.
[107] Michael Herzfield: Cultural Intimacy. Social Poetics in the Nation-State. New York-London 1997.
[108] Die Presse, 4. 9. 1996.
[109] Michael Mitterauer: Millennien und andere Jubeljahre. Warum feiern wir Geschichte (= Wiener Vorlesungen 65). Wien 1998.
[110] Ernst Bruckmüller: Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse. Wien- Köln-Graz 1996.
[111] Die Presse, 26. 11. 1996.
[112] Vgl. zusammenfassend: N. Mappes-Niediek, Die Piefkes kommen. In: Die Zeit, 16. 8. 1996; Die WirtschaftsWoche, 1. 8. 1996.
[113] Die Presse, 3./4. 8. 1996.
[114] Ein Zeichen dafür ist, dass 1997 sogar eine eigene Zeitschrift mit dem Titel «Made in Austria» als «Plädoyer für heimische Marken» gegründet wurde.
[115] Vgl. Jonathan Friedman: Consumption and Identity (= Studies in Anthropology and History 15). Chur 1994.

116 Der Standard, 5./6. 7. 1996; Die Presse, 12. 8. 1996.
117 Neue Kronen Zeitung, 4.8.1996.
118 Der Standard, 25. 2. 1997.
119 Konrad Köstlin: Heimat geht durch den Magen. Das Maultaschensyndrom – Soul Food in der Moderne? In: Beiträge zur Volkskultur in Baden-Württemberg 4, 1991, S. 157–174.
120 Der Standard, 27./28. 9. 1997.
121 Salzburger Nachrichten, 5.4.1997; Neue Kronen Zeitung, 5.4.1997.
122 Gustav Spann: Zur Geschichte von Flagge und Wappen der Republik Österreich. In: Norbert Leser, Manfred Wagner (Hrsg.): Österreichs Politische Symbole. Historisch, ästhetisch und ideologiekritisch beleuchtet (= Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für neuere österreichische Geistesgeschichte 6). Wien-Köln-Weimar 1994, S. 37–64.
123 Anthony Giddens: Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a. M. 1995; ders.: Jenseits von Links und Rechts. Frankfurt a. Main 1997.
124 Ulrich Beck: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt a. Main 1993; ders., Anthony Giddens, Scott Lash: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt a. M. 1996.
125 Pierre Bourdieu im Gespräch mit Lutz Raphael: Über die Beziehungen zwischen Geschichte und Soziologie in Frankreich und Deutschland. In: Geschichte und Gesellschaft 22, 1996, S. 62–89.
126 Clifford Geertz: Welt in Stücken. Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts. Wien 1996, S. 20 ff.
127 Ernest Gellner: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991.
128 Marc Abélès: Anthropologie de l'État. Paris 1990.
129 Es wäre etwa lohnenswert, das letzte Kapitel der «Volkskunde der Schweiz» von Richard Weiss (Staat, Recht und Volkscharakter) eingehender mit anderen Einführungen zu vergleichen.
130 Reinhard Johler: How much folklore and how many ethnologists does a state need – an exploration of the Austrian case in an european comparison. In: Ethnologia Europaea (erscheint demnächst).
131 Mohammed Rassem: Die Volkstumswissenschaft und der Etatismus. Mittenwald 1979 (2. Aufl.).
132 Hanns Koren: Volkskunde in der Gegenwart. Graz 1952, S. 81; vgl. mit ähnlicher Einschätzung: Viktor von Geramb: Gedanken über Volkskunde und Heimatschutz. In: Deutsch-Österreich 1, 1913: 332–338; ders.: Die Volkskunde im Neuaufbau des Staates. In: Heimgarten 43, 1919, S. 399–406; Wopfner, Hermann: Bauerntum, Stadt und Staat. In: Historische Zeitschrift 1964, 1941, S. 229–260 u. 472–495.
133 Wolfgang Brückner: «Heimat und Demokratie». Gedanken zum politischen Folklorismus in Westdeutschland. In: Zeitschrift für Volkskunde 61, 1965, S. 205–213.
134 Konrad Helmut, Wolfgang Muchitsch, Peter Schachner-Blazizek (Hrsg.): «Staat=Fad». Demokratie heute. Markierungen für eine offene Gesellschaft. Graz 1995.
135 Vgl. die Berichte in: Die Presse, 26. u. 27. 10. 1997; Der Standard, 27. 10. 1997; Kurier 26. 10. 1997; Neue Kronen Zeitung, 26. 10. 1997.